Die Kriegsfährte.

Ein Roman

vom

Capitain Mayne Reid,

Verfasser von: „Die Skalpjäger", „Die Freischaar", „Die Heimath in der Wüste", „Die Buschknaben."

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1857.

Die Kriegsfährte.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Rube's Pferd.

Unsere auf diese Weise schnell eingenommene Defensivstellung äußerte eine rasche Wirkung auf unsere Verfolger, welche sämmtlich gleichzeitig auf der Prairie Halt machten. Einige, welche den Andern vorausgewesen waren und glauben mochten, sie wären schon zu nahe herangeritten, warfen ihre Pferde herum und galoppirten zurück.

„Da!" rief Rube, „schaut sie nur einmal an. Sie haben Sorge getragen, ein tüchtiges Stück Prairie zwischen unsere Büchsen und ihre feigen Leichname zu bringen!"

Wir gewahrten sofort den Vortheil unserer neuen Stellung. Wir konnten alle Drei nach der Seite hin Front machen, von welcher her der Feind

drohete. Wir brauchten nicht mehr zu fürchten, von ihnen umzingelt zu werden. Der Halbkreis hinter uns ward durch die Mesa gedeckt und diese konnte nicht erstiegen werden. Wir brauchten blos den Halbkreis vor uns zu decken — oder vielmehr weniger als einen Halbkreis, denn wir bemerkten nun, daß nach der Mitte hin zwei schiefe Flächen des Felsens einen Winkel bildeten. Die Mauern zogen sich zu beiden Seiten gegen vierhundert Schritt weit hin, so daß wir links und rechts gedeckt waren. Wir hätten gar keinen bessern Platz zu unserer Vertheidigung wählen können, und die Guerilleros mochten nun um uns herumgaloppiren wie sie wollten, so fanden sie uns mit den Zähnen immer gegen sie gewendet. Diesen Vortheil sahen wir auf den ersten Blick.

Auch unsere Feinde bemerkten dies sehr bald und Triumphgeschrei ging in Ausrufungen über, welche ihre getäuschte Erwartung verriethen.

Beinahe eben so plötzlich aber änderte sich ihr Ton abermals und verwandelte sich wieder in lautes Triumphgeschrei.

Wir blickten auf, um die Ursache zu entdecken. Zu unserm Schrecken sahen wir, daß unsere Feinde eben Verstärkung erhielten. Fünf neue Reiter kamen herangeritten, die augenscheinlich einen Theil der

Bande bildeten. Sie schienen hinter der Mesa hervorgekommen zu sein — in der Richtung von der Rancheria, obschon wir, als wir hierher galoppirt waren, sie nicht bemerkt hatten, denn der Felsen hatte sie unsern Blicken entzogen.

Trotz dieser Vermehrung ihrer Streitkraft schien ihr Muth doch nicht dadurch zu gewinnen. Fast in dem Augenblicke, wo diese neuen Bundesgenossen an Ort und Stelle ankamen, formirte sich der Trupp zwei Mann hoch und deployirte quer über die Mündung der kleinen Bucht, in welcher wir Schutz gefunden.

Die Bewegung war sehr bald ausgeführt und sechs Paar Reiter hielten nun in gleichen Entfernungen von einander vor uns. Die noch übrigen drei Reiter — Ijurra und zwei andere — hielten in gerader Linie vor uns.

In einem der letztern erkannte ich einen Schurken, den ich häufig in der Rancheria bemerkt. Er war ein Mann von großem, starkem Körperbau und hatte, was unter den Mexikanern eine Seltenheit ist, rothes Haar, doch glaube ich, er war ein Vizcaino. Er war allgemein unter dem Spitznamen El Zorro (der Fuchs), wahrscheinlich wegen der Farbe seines Haares, bekannt und ich hatte aus guter Quelle, nämlich von dem Alcalden selbst gehört, der

Kerl sei Nichts mehr und Nichts weniger als ein Salteador oder Räuber.

Ueberhaupt machte El Zorro von seinem Erwerbe gar kein großes Geheimniß. Der mexikanische Räuber ist seinen Landsleuten in der Regel ganz wohl bekannt. Während seiner Mußezeit erscheint er in der volkreichen Stadt, geht keck durch die Straßen und mischt sich ungenirt in die Gesellschaft.

Ein solcher Mann war El Zorro, die rechte Hand Ijurra's.

Die Absicht unserer Feinde war nun offenkundig.

Sie waren nicht gemeint, einen sofortigen Angriff auf uns zu unternehmen. Sie sahen, daß unser Rückzug unmöglich war, und hatten beschlossen, uns zu belagern, vielleicht bis Hunger und Durst uns zur Uebergabe zwingen würden.

Ihre Berechnung war auf Wahrscheinlichkeit gegründet. Wenn ihre Tapferkeit auch gering war, so besaßen sie doch dafür desto mehr Schlauheit.

Rube war nun auf durchaus nicht guter Laune. Als er die Guerilleros sich auf die eben beschriebene Weise festsetzen sah, schien er zu bedauern, daß wir unsern Standpunkt hier genommen hatten.

„Na, nun stehen wir da,“ rief er ärgerlich, „und wie sollen wir wieder wegkommen? Der

Satan soll mich skalpiren, Bill, wenn ich nicht glaube, daß wir besser thäten, uns auf der Prairie herumzuschlagen, ehe wir hier vor Hunger kraftlos werden. Ich habe jetzt schon einen Hunger, daß ich einen ganzen Bären auffressen könnte. Ja, raucht nur drauf los!" — einige der Mexikaner hatten nämlich ihre Cigarren angezündet und qualmten in aller Ruhe — „raucht nur zu, Ihr verdammten gelbhäutigen Hallunken! Wenn ich nicht Einigen von Euch, noch ehe der morgende Tag graut, die Hälse umgedreht habe, so ist mein Name nicht Rube Rawlings. Gieb mir ein Bischen Tabak, Bill — vielleicht beschwichtigt es den Magen vor der Hand ein wenig. Es ist mir zwischen den Nieren so hohl wie meiner alten Stute — doch seht nur einmal das Thier an!"

Diese letztern Worte bewogen Garey und mich, erst den Sprecher anzusehen und dann in der von ihm angedeuteten Richtung auszuschauen. Hier bot sich unsern Augen ein Anblick dar, welcher trotz unserer Niedergeschlagenheit uns Beide zu lautem Gelächter hinriß.

Die „alte Stute," welche ihren Herrn seit vielen Jahren über Berge und Prairieen getragen, war ein Geschöpf, welches an Sonderbarkeit ihm selbst nur wenig nachstand.

Sie war ein hageres Thier mit hervortretenden

Rippen und hohen Knochen und langen Ohren wie ihre ganze Race, denn sie gehörte zu der des berühmten Gaules Rosinante. Die langen Ohren gaben ihr ein maulthierartiges Ansehen und sie hätte in der Entfernung für ein Mischlingsthier angesehen werden können.

Ein solches aber war sie nicht, sondern ein ächter Mustang und trotz ihres ausgearteten Ansehens eine reine Andalusierin.

Zu einer frühern Zeit ihres Lebens schien sie von jener dunkelgelben Farbe gewesen zu sein, die man bei mexikanischen Pferden sehr häufig antrifft, Zeit und Narben aber hatten sie umgewandelt und jetzt herrschten graue Haare vor, besonders um Kopf und Hals herum. Diese Theile waren mit einem schmutzigen Grau von gemischter Farbe bedeckt. Sie litt sehr an der Lunge und in feststehenden Zwischenräumen von mehrern Minuten hob sich ihr Rücken in Folge der krampfhaften Thätigkeit der Lunge mit einem Ruck empor, als ob sie ausschlagen wollte, aber nicht könnte. Ihr Leib war dünn wie eine Latte, und den Kopf trug sie gewöhnlich tiefer als die Schultern. Dennoch aber lag in dem Blinzeln ihres einsamen Auges — denn sie hatte nur eins — Etwas, was deutlich verrieth, daß sie noch lange

nicht die Absicht hatte, vom Schauplatze ihrer Thätigkeit abzutreten.

Dies war die „alte Stute," und sie war es, auf welche unsere Aufmerksamkeit so plötzlich gelenkt ward.

Nachdem wir uns von ihr auf der Prairie getrennt, hatten wir während des darauf folgenden wilden Galopps nicht mehr an das Thier gedacht und uns — das heißt Garey und ich — weiter nicht darum bekümmert, was aus ihr würde. Rube jedoch war weit entfernt, unsere Gleichgültigkeit gegen ihr Schicksal zu theilen. Lieber hätte er sich fast eine Hand abhacken lassen, anstatt sich von dieser treuen Freundin zu trennen, und wir hatten ihn die Hoffnung aussprechen hören, daß ihr nichts Schlimmes zustoßen würde.

Natürlich hatten wir geglaubt, daß sie von einem der Guerilleros entweder niedergeschossen oder mit dem Lasso gefangen werden würde. Es zeigte sich jedoch, daß dies jetzt noch nicht ihr Schicksal sein sollte.

Entschlossen, sich nicht so leicht von ihrem Herrn trennen zu lassen, war sie uns nachgaloppirt. Da sie nur langsam vorwärts kam, so blieb sie natürlich weit hinter uns zurück und mengte sich eine Weile unter die Pferde der Guerilleros. Natürlich hatten

diese sie bemerkt, sich aber, da sie sahen, daß es ein werthloses Thier war, nicht die Mühe genommen, sie zu fangen.

Es dauerte nicht lange, so gerieth sie unter den Nachtrab des ganzen Trupps; doch machte selbst dies sie nicht von ihrer ursprünglichen Absicht abwendig, und in dem Augenblicke, wo Rube den eben mitgetheilten Ausruf hören ließ, stand sie im Begriff, die Deployirungslinie zu durchbrechen, um vollends zu uns zu gelangen. Nach der Art und Weise, auf welche sie die Nase hielt, schien sie die Spur ihres Herrn durch den Geruch zu verfolgen.

Einer der Guerilleros, welcher sie vorbeilaufen sah, sprengte ihr nach, um sie zu fangen, vielleicht weil sie einen alten Sattel mit einigen darauf geschnallten Rube zugehörigen Sachen trug. Stute, Sattel und Alles waren kaum den Wurf eines Lasso werth und dies schien der Mann auch zu glauben, denn anstatt seinen Lasso anzuwenden, ritt er immer weiter, in der Absicht, die Stute am Zaume zu fassen.

Dies war aber, wie sich zeigte, nicht so leicht. Als der Mann sich niederbückte, um den Zügel zu ergreifen, stieß die alte Stute ein wildes Gewinsel aus, drehete sich mit dem Hintertheile herum und schlug mit den Hufen hoch in die Luft empor, so

daß der Schlag die Rippen des Mexikanes traf. Wir hörten das dumpfe Geräusch und der Mann wankte in seinem Sattel und stürzte zu Boden — allem Anscheine nach arg verletzt und höchst wahrscheinlich mit ein paar zerbrochenen Rippen.

Das Gewinsel der Stute ward durch ein gellendes Gelächter ihres erfreuten Herrn beantwortet und erst als sie bis zu ihm hingekommen war, hörte er auf, die Felsen von seinem wilden Gewieher widerhallen zu lassen.

„Wa — hu — wuhp! Bist Du da, Alte?" schrie er, als das Thier vor ihm stehen blieb. „Du hast ihm einen tüchtigen Denkzettel gegeben. Na, sei willkommen! Und auch meinen Sattel hast Du mitgebracht. Hurrah! ist es nicht ein schönes Thier, Bill! Nicht mit Biberflaum ist sie aufzuwiegen!"

Und Rube begann unter fortwährenden derartigen Schmeichelreden das Thier noch näher an den Felsen heranzuziehen und stellte es als eine neue Barrikade vor sich hin.

Unsere unfreiwillige Heiterkeit war indeß von kurzer Dauer, denn sie ward durch einen Gegenstand unterbrochen, welcher unsere Herzen mit neuer Furcht erfüllte.

Zweites Kapitel.

El Zorro.

Der Gegenstand unseres neuen Schreckens war eine große Kugelbüchse, welche durch einen zuletzt Angekommenen mit zur Stelle gebracht worden war. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte sie El Zorro, da wir sie in seinen Händen zuerst bemerkten. Es schien eine lange Muskete oder eine Elephantenflinte zu sein, so wie sie unter den südafrikanischen Jägern gebräuchlich ist. Von welcher Art diese Waffe aber auch sein mochte, so sahen wir zu unserm nicht geringen Verdrusse, daß sie eine Unze Blei beinahe noch einmal so weit trug, als irgend eine unserer Büchsen, und zwar mit genügender Präcision, um es wahrscheinlich zu machen, daß, ehe noch die Sonne untergegangen wäre, El Zorro im Stande

sein würde, unsern Pferden und vielleicht uns selbst einem nach dem andern den Garaus zu machen.

Es dauerte noch eine halbe Stunde, ehe uns das Dunkel der Nacht mit seinem freundlichen Schutze bedeckte, und Zorro hatte schon begonnen, sich zu üben. Sein erster Schuß war abgefeuert. Die Kugel schlug gar nicht weit von meinem Kopfe in die Felsenwand, so daß mir eine Menge kleiner Kalksteine um die Ohren flogen, und fiel dann, flach gedrückt wie ein spanischer Dollar, vor meinen Füßen nieder.

Der Knall war lauter als von Escopette, und ein Ausruf von Rube, als er die Wirkung des Schusses sah, und sein gewöhnliches ominöses Pfeifen verrieth uns, daß der alte Trapper keine Lust hatte, dieses neue Geschütz als etwas Unerhebliches zu betrachten.

Mit Garey war dasselbe der Fall. Sein Blick bestätigte, was wir alle Drei dachten — nämlich, daß diese Angriffsmethode uns wahrscheinlich in eine noch schlimmere Lage bringen würde, als in der wir uns bis jetzt befunden. El Zorro konnte uns auf diese Weise ganz gemächlich niederschießen. Mit unsern Büchsen konnten wir sein Feuer weder beantworten, noch es zum Schweigen bringen.

Unsere Gefahr war augenscheinlich. Der Sal-

teador hatte seinen ersten Schuß aus freier Hand gethan, denn wir hatten ihn das Gewehr richten sehen. Vielleicht war es ein Glück für uns, daß er nicht mit Auflegen gezielt, doch sollte uns das Glück in dieser Beziehung nicht noch ferner günstig sein, denn wir bemerkten jetzt, daß Ijurra zwei Lanzen schräg in den Boden steckte, so daß sie in angemessener Höhe einander kreuzten und auf diese Weise eine so vollkommene Stützgabel bildeten, wie irgend ein Schütze sich hätte wünschen können.

Sobald die Elephantenbüchse wieder geladen war, knieete El Zorro hinter den Lanzen nieder, legte das Rohr in die Gabel und zielte abermals.

Ich war überzeugt, daß er nach mir oder nach meinem Pferde zielte. Schon die Richtung des langen dunklen Rohres würde mir dies verrathen haben, aber ich sah auch, daß Ijurra dem Schützen Weisungen ertheilte, und dies machte mich der Sache gewiß.

Was mich selbst betraf, so hatte ich wenig Furcht. Ich war hinreichend gedeckt; wohl aber zitterte ich für das wackere Pferd, welches mir zum Schirme diente.

Mit ängstlich pochendem Herzen wartete ich. Ich sah das Aufflackern des Zündkrautes. Die rothe Flamme schoß aus der Mündung, und gleichzeitig fühlte ich den Schlag der schweren Kugel, die mein

Pferd getroffen. Eine Menge Holzsplitter flogen mir um den Kopf herum — es waren Bruchstücke vom Sattelbaum. Die Kugel war durch den Sattelknopf gegangen, aber mein edles Roß war unversehrt. Es war jedoch ein Schuß, der nicht zu verachten war, und der uns nicht gestattete, uns zu freuen, so lange noch mehr dieser Art zu erwarten standen.

Ich ward so ärgerlich als der alte Rube selbst, als plötzlich ein bedeutsamer Schrei von dem alten Trapper meine Aufmerksamkeit von El Zorro und seiner großen Kugelbüchse ablenkte.

Rube stand mir zur rechten Hand und ich sah, daß er den Fuß des Felsens entlang auf einen in dieser Richtung befindlichen Gegenstand zeigte. Ich konnte nicht sehen, was es war, weil mir seine Pferde im Wege standen; den nächsten Augenblick aber sah ich ihn den Felsen entlang eilen, während er gleichzeitig Garey und mir zurief, ihm zu folgen.

Ich verlor keine Zeit, mein Pferd in Bewegung zu setzen, und Garey trabte eben so schnell hinterher.

Wir waren noch nicht viele Schritte weit gekommen, als wir das seltsame Benehmen unseres Gefährten auch schon begriffen.

Kaum zwanzig Schritte von der Stelle, wo wir zuerst Halt gemacht, lag ein großes Felsenstück

auf der Ebene. Es war ein von dem Hügel herabgefallenes Fragment und lag jetzt einige Schritte weit von dem Fuße desselben entfernt. Seine Größe und Lage war von der Art, daß hinreichend Raum dahinter war, um sowohl Reiter als Pferde zu schirmen — Raum für uns Alle!

Wir wunderten uns nur, daß wir es nicht eher bemerkt; doch war dies eigentlich ganz natürlich zugegangen, denn die Farbe dieses Bruchstücks stimmte genau mit der des großen Felsens überein, und es war schwer, es auch nur auf dreißig Schritte Entfernung von dem letztern zu unterscheiden. Ueberdies waren auch unsere Augen von dem Augenblicke an, wo wir Halt gemacht, einer andern Richtung zugewendet gewesen.

Wir hielten uns nicht erst damit auf, unserer Ueberraschung Worte zu leihen, sondern eilten, unsere Pferde mit fortziehend, unter lauten Freudenrufen hinter den Felsen.

Es war nicht ein Echo unserer Freude, sondern ein Geschrei getäuschter Wuth, welches die Linie der Guerilla entlang scholl. Sie sahen sofort, daß ihre lange Kugelbüchse ihnen hier Nichts mehr helfen würde; und Ijurra und sein Schütze tanzten jetzt umher wie Wahnsinnige. El Zorro's Handwerk war zu Ende.

Einen vollkommneren „Hafen der Zuflucht“ hätten wir in dem ganzen Prairielande nicht finden können, und ein Wald war dagegen, wie Garey erklärte, so gut wie gar Nichts. Es war gleichsam eine kleine Festung, in der wir uns gegen die zwiefache Anzahl unserer Angreifer vertheidigen konnten, dafern dieselben nämlich nicht verzweifelt tapfer wurden und den Kampf Mann gegen Mann mit uns versuchten.

Unser plötzliches Verschwinden hatte eine neue Sensation in ihren Reihen hervorgerufen. Aus ihrem Geschrei nahmen wir ab, daß Einige von ihnen unser Verschwinden mit Gefühlen der Verwunderung — vielleicht mit Gemüthsbewegungen von noch stärkerer Art — betrachteten. Wir hörten die Ausdrücke „Carrai!“ „Carrambo!“ und „losdemonios!“ von Munde zu Munde gehen.

Ueberhaupt mußte von dem Platze aus, den sie einnahmen, es fast aussehen, als wären wir in den großen Felsen hineingeschlüpft.

Die Trennung des Felsstückes war von der Ebene aus nicht sichtbar, sonst würden wir sie ja beim Heranreiten auch selbst bemerkt haben.

Wenn unsere Feinde dieses vor dem Hügel liegende Felsenstück kannten, so war es sonderbar, daß sie den Weg zu einem so sichern Asyle offen gelassen

hatten, was mit der in anderer Beziehung von ihnen bewiesenen Schlauheit nicht übereinstimmte. Noch seltsamer aber war es, wenn sie von dem Vorhandensein dieser Schutzwehr Nichts gewußt hatten. Die Meisten von ihnen waren Eingeborene des Grenzlandes und mußten die Mesa, welche eine der Sehenswürdigkeiten des Distrikts war, häufig besucht haben. Vielleicht hatten sie sich niemals darum bekümmert.

Es giebt kein Volk, welches an den seltenen Eigenthümlichkeiten seines Landes weniger Interesse nähme, als die Mexikaner. Die Natur hat für sie keine Reize. Eine mexikanische Wohnung mit einem Garten ringsumher ist eine Seltenheit — ein künstlicher Rasenplatz oder Parkanlagen sind nirgends zu sehen. Die Natur von selbst hat sie reichlich mit all' Diesem gesegnet. Sie wohnen in malerisch schönen Umgebungen; ihr Blick schweift über grüne Savanna's — hinunter in tiefe Barranca's — hinauf zu den schneegekrönten Gipfeln der Berge, ohne eine einzige Regung des Erhabenen zu empfinden. Ein gemarterter Stier, ein stahlbespornter Hahn, römische Lichter und das chinesische Rad sind für sie Gegenstände von weit höherem Interesse und gewähren ihnen alle ihre kleinlichen Gemüthsregungen. So ist es mit Nationen, eben so wie mit Menschen, welche das Zeitalter ihrer Kraft hinter sich und die

Periode der Altersschwäche und zweiten Kindheit erreicht haben.

Es war aber auch noch ein anderer und besserer Grund vorhanden, aus welchem keiner unserer Gegner genaue Kenntniß von dieser Localität hatte. Wie meine Genossen bemerkten, war der Ort ein beliebter Anhaltplatz der Comanches — diese haben ein Auge für das Malerische — vielleicht aber hatte das Vorhandensein einer nahen Quelle noch mehr damit zu thun, daß diese „Herren der Prairie" diesem Orte den Vorzug gaben.

Die Mesa war daher seit Jahren ein gefährliches Terrain gewesen und von blos Neugierigen nur wenig besucht worden. Es war leicht möglich, daß nicht ein einziger der Helden, die wir hier vor uns sahen, seit Jahren sich so weit in die Ebene herausgewagt hatte.

Drittes Kapitel.

Ein Fluchtplan.

Wenn unsere Feinde durch unser plötzliches Verschwinden in Erstaunen gesetzt wurden, so ward dieses doch seines geheimnißvollen Charakters sehr bald entkleidet. Unsere Gesichter und die dunkeln Läufe unserer um die Ränder des weißen Felsens herum sichtbaren Büchsen mußten jeden Gedanken an etwas Uebernatürliches verbannen.

Nachdem wir schnell über unsere Pferde verfügt, hatten wir uns auf diese Weise postirt — für den Fall, daß ein Angriff gemacht würde — obschon wir davor keine große Furcht mehr hatten, und zwar um so weniger, je länger wir die Bewegungen unserer Gegner beobachteten.

El Zorro fuhr einige Zeit lang fort, seine

große Kugelbüchse abzufeuern, deren Kugeln aber wir jetzt eben so leicht ausweichen konnten, als ob es nach uns geschleuderte Rüben gewesen wären, und die bleiernen Geschosse fielen unschädlich zu unsern Füßen nieder.

Als der Salteador dies sah, hörte er endlich auf zu feuern und ritt mit noch einem Manne in der Richtung nach den Niederlassungen davon, ohne Zweifel in einer bestimmten Absicht.

Ein einziges Augenpaar war jetzt hinreichend, die Bewegungen der Belagerer zu überwachen. Garey übernahm diese Pflicht und verschaffte dadurch Rube und mir die nöthige Muße, über einen Fluchtplan nachzudenken.

Daß wir nicht angegriffen werden sollten, war nun gewiß. Wir hatten daher die Wahl, entweder die Position zu behaupten, bis der Durst uns zwingen würde, uns zu ergeben, oder unsere Feinde anzugreifen und durch einen kühnen Handstreich uns durch sie hindurchzuschlagen.

Was das Erstere betraf, so wußten wir wohl, daß der Durst uns bald zwingen würde, uns zu ergeben. Den Hunger fürchteten wir nicht. Wir hatten unsere Messer und vor uns einen reichlichen Vorrath von den Nahrungsmitteln, durch welche der Prairiewanderer so oft sein Leben fristet. Pferde-

fleisch hatten wir Alle schon gegessen und konnten es auch wieder thun; was aber den andern Appetit — den Durst — betraf, so hatten wir dafür keine Vorkehrung getroffen.

Unsere Kürbisflaschen waren leer — schon seit Stunden — wir suchten ja eben die Mesaquelle zu erreichen, als der Feind zuerst in Sicht kam.

Schon damals waren wir durstig, die Aufregung des Scharmützels aber und die dadurch erweckten Leidenschaften hatten unseren Durst noch mehr gesteigert, und schon waren wir eine Beute seiner empfindlichsten Qualen. Wir sprachen mit Mühe und undeutlich, denn Jeder von uns hatte eine bleierne Kugel im Munde. Den Durst fürchteten wir daher noch mehr als unseren bewaffneten Feind.

Die zweite Alternative war eine verzweifelte — jetzt eine verzweifeltere als je, und zwar wegen der vermehrten Anzahl unserer Feinde. Uns durch sie hindurchschlagen, hieß nichts Anderes, als ein Kampf Mann gegen Mann mit der ganzen Schaar, und wir bedauerten, daß wir uns nicht dazu entschlossen, als ihrer blos eilf uns gegenüber standen.

Ein wenig Nachdenken überzeugte uns jedoch, daß wir uns jetzt in einer noch bessern Position befanden. Wir konnten den Versuch in der Dunkelheit

machen. Die Nacht mußte uns in gewissem Grade begünstigen. Gelang es uns, durch einen kühnen Ausfall die deployirte Linie des Feindes zu durchbrechen, so entkamen wir vielleicht unter dem freundlichen Schutze der Dunkelheit und der auf das Handgemenge folgenden Verwirrung.

Die Sache hatte viel Wahrscheinliches. Der kühnste Schritt war offenbar auch der weiseste, den wir thun konnten. Allerdings schien er ein verzweifelter zu sein; Einer oder der Andere von uns konnte fallen, aber es beruhete darin die einzige Hoffnung, daß irgend Einer von uns die Freiheit erlangte, denn wir wußten, daß wir, wenn wir uns ergaben, keine andere Aussicht hatten, als erschossen oder vielleicht — noch schlimmer — gemartert zu werden.

Wir hatten nur wenig Hoffnung auf Beistand — so wenig, daß wir kaum daran dachten. Ich wußte, daß meine Freunde, die Freischärler, mich suchen würden. Wheatley und Holingsworth gaben mich sicherlich nicht auf, ohne einen Versuch zu meiner Auffindung gemacht zu haben; dann aber erfolgte dieses Suchen ganz gewiß in einer andern Richtung hin — in der, in welcher ich mich entfernt hatte, und welche viele Meilen von dem an der Mesa vorüberführenden Wege entfernt war.

Selbst wenn sie daran gedacht hätten, nach dem Hügel zu schicken, so war die Nachsuchung jedenfalls schon erfolgt und die ausgesendete Abtheilung wieder zurückgekehrt. Es war schon zu lange Zeit verstrichen, als daß man auf einen solchen Zufall hätte rechnen können.

Diese Hoffnung war nicht werth, daß man sie hegte, und wir hegten sie auch nicht.

Eine Zeit lang überlegten Rube und ich die Sache gemeinschaftlich und besprachen den Plan, der sich uns darbot, in allen seinen Einzelnheiten. Nach einer Weile traten wir auseinander und Jeder verfolgte die Reihe seiner eigenen Betrachtungen. Ich gestehe, daß ich in dieser Stunde peinlichere Gedanken hatte als die, welche aus der Gefahr meiner Situation hervorgingen. Ich erkläre dies feierlich.

Ich habe schon gesagt, daß ich, als ich den Anführer der Guerilla erkannte, einen unangenehmen Argwohn empfand. Seit diesem Augenblicke hatte ich keine Zeit gehabt, dabei zu verweilen, weil die Selbsterhaltung alle meine Gedanken in Anspruch nahm. Jetzt, wo ich mehr Muße zum Nachdenken hatte, kehrte der furchtbare Zweifel mit aller Kraft zurück, und ich brütete grimmig und bitter darüber. Brauche ich wohl den Gegenstand

meiner schmerzlichen Betrachtungen zu nennen? Isolina de Vargas!

Wußte sie von diesem Vorgange? Wußte sie, daß Ijurra der Anführer einer Guerilla war? Ihr Vetter, der mit ihr unter demselben Dache wohnte? Es war kaum möglich, daß sie keine Kenntniß davon hatte. Wer hatte ihn uns auf die Spur gebracht? O, bitterer Gedanke! War die Jagd nach dem wilden Pferde vielleicht eine grausame List, um mich von meinen Leuten zu trennen und dadurch zu einer leichtern Beute für die mexikanischen Guerilleros zu machen?

Vielleicht waren meine vereinzelten Leute schon abgeschnitten. Vielleicht war der ganze Posten durch eine zahlreiche Schaar des Feindes überfallen und gefangen genommen worden. Ich sollte nicht blos mein Leben verlieren, sondern hatte auch meine Ehre bereits verloren. Ich, der stolze Capitain einer berühmten Truppe, hatte mich so durch List — durch die List eines Weibes — in die Falle locken lassen!

Mein von diesen bitteren Gedanken erfülltes Herz wagte kaum zu überlegen.

Gleich darauf folgte ein ruhigerer Zwischenraum, und ich begann die Wahrscheinlichkeit meines Argwohns zu erwägen. Welchen Beweggrund konnte Isolina haben, meinen Untergang herbeiführen zu

wollen? Ganz gewiß geschah es nicht aus Liebe zu ihrem Vaterlande oder aus Haß gegen die Feinde desselben. Nach Allem, was ich erfahren, lebte in ihrem Gemüthe kein solches Gefühl, sondern eher ein entgegengesetztes — ein ächterer Patriotismus. Sie war intelligent genug, um sich einer oder der andern Seite zuzuneigen; aber hatte ich nicht guten Grund, sie für eine Freundin unserer Sache und für eine Feindin der Tyrannen zu halten, die wir besiegen wollten? Wenn dem nicht so war, so war ich das Opfer eines tief angelegten Betrugs und einer beispiellosen Heuchelei.

Vielleicht jedoch war ihr Gefühl ein persönliches und kein nationales. War ich allein der Gegenstand ihres Hasses? Hatte ich Etwas gesagt oder gethan, was ihre Feindschaft erwecken und eine so grausame Rache verdienen konnte? Doch nein, ich konnte nicht glauben, daß ich ein Gegenstand des Hasses für sie sei. Warum sollte sie mich hassen? Wie *konnte* sie mich hassen?

Ich konnte mir blos *einen* Beweggrund denken, weßhalb sie sich zum Werkzeuge meines Verderbens hergeben konnte. Es war dies nur durch die Voraussetzung erklärlich, daß sie in einem näheren Verhältnisse zu Ijurra stand — daß Raphael Ijurra der Herr ihres Herzens war. War dies der Fall,

so konnte er es leicht nach seinem Willen beugen und sie zu irgend einer Handlungsweise bestimmen.

Was Ijurra betraf, so lag für seine Feindseligkeit Grund genug vor, und ich konnte mir recht gut denken, daß er mir nach dem Leben trachtete.

Die ihm bei unserer ersten Begegnung angethane Beleidigung — die Kenntniß, daß ich Isolina liebte — denn ich war überzeugt, daß er es wußte — nebst der noch hinzukommenden Thatsache, daß ich ein Feind seines Vaterlandes war — dies waren hinreichende Beweggründe, obschon ohne Zweifel die beiden ersten den andern bei Weitem aufwogen. Bei Raphael Ijurra waren Rache und Eifersucht stärkere Leidenschaften als der Patriotismus.

Dann kam der Trost — Gedanken von hellerer, freundlicherer Farbe. Unter allen andern obenan stand die Thatsache, daß der weiße Hengst wirklich gefunden und gefangen worden war.

Da stand das schöne Geschöpf vor meinen Augen. Hierin lag keine Täuschung — es konnte keine darin liegen.

Ijurra konnte sehr leicht ohne Vermittelung Isolina's von der Expedition Kenntniß erhalten haben. Ihren Erfolg konnte er von den zurückgekehrten Vaqueros erfahren haben. Dann hatte er noch Zeit genug gehabt, seine Bande zu sammeln

und mir nachzusetzen. Vielleicht wußte sie nicht einmal, daß er der Anführer von Guerilleros war? Ich hatte gehört, daß sein Thun und Treiben in Geheimniß gehüllt war — jenes Geheimniß, welches die Anschläge des Abenteurers birgt. Er hatte in der Schule eines Antonio Lopez de Santa Anna, dieses Meisters der Heuchelei und des Truges, gedient. Isolina hatte vielleicht von allen seinen Thaten nicht die mindeste Kenntniß.

Ich las Isolina's Brief noch einmal durch und erwog jedes Wort. Eine seltsame Epistel, aber dem Geiste, der sie eingegeben, ganz natürlich. In diesen Worten fand ich keine Spur von Verrath. Nein, Isolina war redlich und aufrichtig.

Viertes Kapitel.

Elias Quackenboß.

Während mir diese Gedanken durch den Kopf gingen, stand ich oder lehnte ich vielmehr mit dem Rücken an dem Felsstück, und mit dem Gesichte der steilen Mauer der Mesa zugewendet. Mir gerade gegenüber bemerkte ich eine Vertiefung in der Felsenwand, die sich wie eine Furche aufwärts zog und nach oben zu immer tiefer ward. Augenscheinlich war diese Furche durch die Einwirkung des Wassers entstanden, und vermuthlich die Rinne, durch welche der Regen von der breiten Oberfläche des Felsenhügels abfloß.

Obschon die Felsenwände auf allen Seiten vollkommen senkrecht waren, so hatte doch diese kleine Schlucht oder Furche eine bedeutende Neigung, und

in dem Augenblicke, wo meine Augen darauf ruheten, fiel mir ein, daß der Felsen an diesem Punkte erstiegen werden könne.

Bis diesen Augenblick hatte ich noch nicht an so Etwas gedacht, denn ich war nach Dem, was meine Gefährten mir mitgetheilt, der Meinung gewesen, daß der Gipfel der Mesa vollkommen unzugänglich sei.

Ich rüttelte mich zu einer energischeren Beobachtung auf und betrachtete die Felsenwand mit prüfendem Blicke vom Fuße bis zum Gipfel, und je mehr ich sie betrachtete, desto stärker ward in mir die Ueberzeugung, daß ein gewandter Kletterer ohne große Schwierigkeit den Gipfel erreichen konnte. Es waren hier und da kleine Vorsprünge an der Felsenwand vorhanden, die als Stützen für die Füße dienen konnten, und hier und da hingen kleine Zwergcedern aus den Spalten heraus, welche beim Klettern ebenfalls eine nicht unwesentliche Hülfe leisten mußten.

Während ich alle diese Eigenthümlichkeiten forschend betrachtete, bemerkte ich zu meinem Befremden plötzlich mehrere Abschabungen auf der Fläche des Felsens. Diese Spuren schienen noch ganz frisch zu sein und rührten augenscheinlich von einer ganz andern Einwirkung als der der Elemente her.

Nach kurzer Untersuchung überzeugte ich mich, daß es die Spuren von einem menschlichen Fuße — von einem Schuhe mit starker Sohle waren. Es war für mich fortan keinem Zweifel unterworfen, daß der Felsen erstiegen worden war!

Mein erster Impuls war, die gemachte Entdeckung meinen Gefährten mitzutheilen; doch schwieg ich jetzt noch, um mich vorher erst noch zu überzeugen, daß die Person, welche diesen kecken Versuch gemacht, auch wirklich den Gipfel erreicht habe.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, und ich konnte nur undeutlich die Furche an ihrem obern Theile erblicken; doch sah ich genug, um mich zu überzeugen, daß der Versuch ein glücklicher gewesen war.

Welcher kühne Mensch hat dies gewagt? und in welcher Absicht? lauteten die Fragen, die ich mir ganz natürlich selbst vorlegte.

Unbestimmte Erinnerungen regten sich in mir. Gleich darauf wurden sie deutlicher, und mit einem Male war ich im Stande, mir beide Fragen zu beantworten.

Ich kannte den Mann, welcher diesen Felsen erklettert hatte. Ich wunderte mich blos, daß ich nicht schon früher an ihn gedacht.

Unter den vielen seltsamen Charakteren der

buntscheckigen Schaar, deren Anführer zu sein ich die Ehre hatte, befand sich auch Einer, der den wohlklingenden Namen Elias Quackenboß führte.

Er war ein Gemisch von Yankee und Deutschem, und stammte aus einer Gebirgsgegend Pennsylvaniens. In seiner Heimath war er Schulmeister gewesen und hatte sich einige Buchstabengelehrsamkeit angeeignet.

Was ihn aber für mich am interessantesten machte, war die Thatsache, daß er Botaniker war. Allerdings war er in diesem Fache gerade keine wissenschaftliche Autorität, aber doch waren seine Kenntnisse darin ganz anerkennenswerth, und zwar um so mehr, als die Vorliebe für solche Studien unter den Amerikanern etwas ziemlich Seltenes ist.

Wenn aber schon seine intellectuellen Eigenschaften ziemlich ungewöhnliche waren, so war dies mit seinen physischen nicht weniger der Fall.

Er war lang, hager und gebückt, und keins von den Gliedern, welche der Mensch doppelt besitzt, schien bei ihm genau zu dem andern zu passen. Seine Arme und Beine waren auf der einen Seite länger als auf der andern, und sahen aus, als ob er sie sich zufällig angeeignet hätte. Auch seine Augen paßten nicht zusammen und waren nie dahin zu bringen, beide zugleich nach einer und derselben

Richtung hinzuschauen. Mit dem rechten jedoch verstand Elias Quackenboß ganz trefflich zu zielen und auf hundertundfunfzig Schritt Entfernung den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Wegen seiner seltsamen Eigenschaften glaubten seine Kameraden — die Freischärler — er sei nicht ganz recht bei Verstande. Diese Voraussetzung aber hatte ihren Grund hauptsächlich darin, daß man ihn oft mit botanischen Forschungen beschäftigt sah — einem Studium, welches ihnen höchst abgeschmackt vorkam. Dabei aber wußten sie, daß Quackenboß seine Büchse zu handhaben verstand und sich trotz seines ruhigen Benehmens bei mehrern Gelegenheiten als einen Mann von Muth bewiesen hatte, und dies schützte ihn vor dem Spotte, den er außerdem von ihnen zu ertragen gehabt hätte.

Nie hatte ich einen eifrigeren Freund der Botanik gesehen, als diesen Quackenboß. Keine Mühe hatte hierbei etwas Abschreckendes für ihn. Wie müde er auch vom Exerciren oder andern Dienstverrichtungen sein mochte, so lief er doch in dem Augenblicke, wo die Stunden sein waren, fort, um seltene Pflanzen aufzusuchen, entfernte sich weit von dem Lager und setzte sich zuweilen den größten Gefahren aus.

Seit seiner Ankunft auf texanischem Boden hatte

er besonders viel Aufmerksamkeit dem Studium der Cactaceen zugewendet, und nun nachdem er Mexiko, die Heimath dieser seltsamen Pflanzen erreicht, war er so zu sagen cactustoll geworden. An jedem Tage lehrten ihn seine Forschungen neue Formen des Cactus oder Cereus kennen, und eben dies war es, was ihn mir jetzt in die Erinnerung zurückrief.

Ich entsann mich, daß er mir erzählte — denn die Gleichheit unserer Geschmacksrichtungen führte oft eine Conversation zwischen uns herbei — er habe vor nur wenigen Tagen eine neue und ganz eigenthümliche Species von Mamillaria entdeckt. Diese hätte er auf einem Prairiehügel gefunden, den er eben, um die Flora desselben zu exploriren, erklettert, indem er gleichzeitig hinzufügte, er habe diese Gattung nur auf dem Gipfel dieses Hügels, aber sonst nirgends anderswo in der umliegenden Gegend angetroffen.

Dieser Hügel war unsere Mesa. Sie war von Elias Quackenboß erklettert worden.

Wenn er, der Ungeschickte und Unbeholfene, im Stande gewesen war, die Höhe zu erklettern, warum wollten wir es nicht auch thun?

Dies war meine Ansicht, und ohne weiter zu überlegen, welchen Vortheil wir davon haben könnten, theilte ich die Entdeckung meinen Genossen mit.

Beide schienen sich darüber zu freuen, und nach kurzer Untersuchung erklärten sie den Pfad für praktikabel. Garey glaubte, er könne mit leichter Mühe hinaufklettern, und Rube sagte nach seiner trocknen Weise, seine Knochen seien noch nicht so steif, und erst vor einem Monate habe er einen Felsen erstiegen, der noch viel schlimmer ausgesehen habe, wie dieser.

Nun aber fragte sich, zu welchem Zwecke wir diese Ersteigung unternehmen sollten. Entrinnen konnten wir auf diese Weise nicht. Es war keine Aussicht vorhanden, daß wir im Stande sein würden, auf der andern Seite wieder herabzuklettern, denn hier war der Felsen nicht praktikabel. Das Benehmen der Guerrilleros hatte es bewiesen.

Vor etwa einer halben Stunde war nämlich Ijurra mit einem Andern nach der Rückseite des Felsens geritten, augenscheinlich in der Absicht, denselben zu recognosciren, und in der Hoffnung, daß sie durch Ersteigung desselben im Stande sein würden, uns von hinten anzugreifen. Sie waren aber wieder zurückgekehrt, und ihre Geberden verriethen, daß sie sich in ihrer Erwartung getäuscht.

Warum sollten wir daher hinaufklettern, wenn wir nicht auf der entgegengesetzten Seite wieder hinunterklettern konnten? Vor einem Angriffe von der Guerrilla waren wir allerdings auf dem Gipfel des

Felsens sicher, aber nicht vor dem Durste, und dieser war der Feind, den wir jetzt fürchteten.

Wasser war auf der obern Fläche der Mesa nicht zu finden. Es konnte unsere Situation nicht verbessern, wenn wir hinaufkletterten. Im Gegentheile befanden wir uns dann in einer schlimmeren Lage als vorher.

So sagte Garey. Da, wo wir jetzt waren, hatten wir auch unsere Pferde — ein überflüssiges, um es verzehren zu können, wenn dies nothwendig ward, während die andern uns zur Flucht behülflich sein konnten. Erkletterten wir den Felsen, so mußten wir sie zurücklassen. Die Höhe betrug allerdings kaum hundertundfünfzig Fuß, und unsere Büchsen würden folglich die Pferde vor den Klauen unserer Feinde immer noch geschützt haben. Aber zu welchem Vortheile? Eben so wie wir mußten sie mit der Zeit doch durch Hunger und Durst ihren Tod finden.

Der Hoffnungsschimmer erstarb in uns eben so schnell, als er aufgedämmert war.

Es konnte uns durchaus Nichts nützen, den Felsen zu erklettern. In unserer gegenwärtigen Position waren wir besser daran und konnten uns hier so lange halten als der Durst es uns gestattete. Selbst in den Granitmauern einer uneinnehmbaren Festung hätten wir nicht mehr thun können.

Dies war der Schluß, zu welchem Garey und ich gleichzeitig gekommen waren.

Rube hatte sich noch nicht ausgesprochen. Der alte Mann stand da, mit beiden Händen seine lange Büchse gefaßt haltend, deren Kolben auf dem Boden ruhete. Er hatte sie in der Nähe der Mündung gefaßt und lehnte sich theilweise daran, während er aufmerksam in den Lauf hineinzuschauen schien. Es war dies so seine Art und Weise, wenn er sich bemühete, eine schwierige Frage zu lösen, und Garey und ich, die wir diese Eigenthümlichkeit von Seiten des alten Trappers kannten, verhielten uns ruhig und überließen ihn der freien Entwickelung seiner Instinkte.

Fünftes Kapitel.

Rube's Plan.

Einige Minuten lang verharrte Rube in seiner nachdenklichen Stellung, ohne ein Wort zu sprechen, oder die mindeste Bewegung zu machen. Endlich entschlüpfte seinen Lippen ein leises, aber heiteres Pfeifen, und gleichzeitig richtete er sich gerade empor.

„Nun, wie steht's, Alter?" fragte Garey, welcher das Signal verstand und wußte, daß das Pfeifen eine Entdeckung bedeutete. Rube's Antwort war eine Gegenfrage.

„Wie lang ist Dein Lasso, Bill?"

„Sechzig Fuß — gutes Maß," antwortete Garey.

„Und Eurer, junger Freund?"

„Ungefähr von derselben Länge — vielleicht noch einige Fuß mehr.“

„Gut,“ rief Rube mit zufriedenem Blicke. „Wir wollen diese Niggers doch noch hinter's Licht führen.“

„Nun, alter Junge, Ihr habt gewiß einen Plan ausgeheckt, nicht wahr?“ fragte Garey.

„Versteht sich.“

„Nun, so theilt ihn uns doch mit, Kamerad,“ sagte Garey, als er bemerkte, daß Rube wieder in Schweigen versinken zu wollen schien. „Wir haben nicht viel Zeit zu langem Ueberlegen —“

„O vollauf Zeit, Bill! Sei doch nicht so verdammt ungeduldig, Junge. Ich sage Dir, wir haben noch eine ganze Masse Zeit. Ich wette meine alte Stute gegen den Rappen unsers jungen Freundes, daß wir aus dieser Patsche heraus sind, ehe noch die Sonne aufgeht. Ha, ha, ha! Wie werden sie fluchen, wenn sie die Falle leer finden. Hi! hi! hi! ho! ho! ho!“

Und der alte Sünder lachte einige Minuten lang so kaltblütig und heiter, als ob es auf tausend Meilen in der Runde keinen Feind gäbe. Garey und ich vermochten unsere Ungeduld kaum zu zähmen. Wir wußten aber, daß unser Kamerad auf einer seiner sonderbaren Launen war, und es konnte uns Nichts nützen, wenn wir versuchten, ihn anzu-

treiben, so lange er nicht selbst Lust hatte, rascher zu gehen.

Als er sich endlich satt gelacht, nahm er eine ernstere Miene an und schien sich wiederum mit der Berechnung eines Problems zu beschäftigen.

Er sprach für sich allein.

„Sechzig Fuß Bill's Lasso," murmelte er, „und sechzig Fuß der unsers jungen Freundes sind hundertundzwanzig und der meine fünfzig Fuß sind zusammen hundertundsiebzig. Davon müssen aber die Knoten abgerechnet werden, obschon wir dazu auch unsere Zügel nehmen können. Na, das wäre mehr als genug Seil, um ein Dutzend von jenen gelben Teufeln aufzuhängen, wenn ich sie jemals in meine Hände bekomme."

Während dieser Berechnung hatte Rube, anstatt länger in den Lauf seiner Flinte zu schauen, seine Augen an dem Felsen auf und ab schweifen lassen. Ehe er ausgeredet hatte, hatten Garey und ich seinen Plan errathen, doch enthielten wir uns, es ihm zu sagen. Dem alten Trapper in seiner Mittheilung vorzugreifen, wäre eine tödliche Beleidigung gewesen. Wir warteten daher, bis er selbst sprechen würde.

„Na, Jungens," sagte er endlich, „nun will ich Euch sagen, wie wir uns aus der Klemme hel-

fen. Erstens und vor allen Dingen müssen wir da hinaufklettern, sobald es finster genug ist. Zweitens nehmen wir unsere Lasso's mit. Drittens knüpfen wir sie alle Drei an einander, und wenn sie noch nicht lang genug sind, so nehmen wir noch ein paar Zügel zur Aushülfe. Viertens binden wir das Ende des Seiles oben an einen Baum und lassen uns dann auf der andern Seite des Felsens herunter. Versteht Ihr? Fünftens, sobald wir einmal auf die Prairie herunter sind, machen wir uns sofort auf den Weg nach den Niederlassungen. Sechstens und letztens, sobald wir dort angekommen sind, raffen wir einige von den Leuten unsers jungen Freundes zusammen und kehren hierher zurück, um diesen Niggers eine Prügelsuppe einzubrocken, wie sie noch in diesem ganzen Kriege keine ausgefressen haben. Nun?"

Dieses Nun bedeutete: Was sagt Ihr zu meinem Plane?

Im Stillen hatten Garey sowohl als ich ihn schon gebilligt, und deßhalb sprachen wir dies auch sofort laut aus. Die Sache konnte sich wirklich auf diese Weise machen. Gelang es uns, Alles, was Rube vorgeschlagen, auszuführen, ohne daß wir entdeckt wurden, so war es sehr wahrscheinlich, daß wir binnen wenig Stunden wohlbehalten auf

der Plaza der Rancheria standen und unsern Durst an dem krystallenen Brunnen löschten.

Dieser in Aussicht stehende Genuß erfüllte uns mit neuer Energie und wir begannen sofort, Alles in Bereitschaft zu setzen. Einer hielt Wache, während die beiden Andern arbeiteten. Unsere Lasso's wurden an einander geknüpft und die vier Pferde mit den Zügeln Kopf an Kopf und so gebunden, daß sie nicht hinter dem Felsenstück hervorkonnten. Nachdem dies geschehen, erwarteten wir den Einbruch der Nacht.

War es aber auch wohl eine dunkle Nacht?

In dieser Beziehung waren wir nicht ohne Besorgniß. Indessen brach sie jetzt schon herein und versprach, unser Vorhaben zu begünstigen. Eine Schicht bleifarbener Wolken bedeckte den Himmel, und wir wußten, daß der Mond erst nach Mitternacht aufging.

Rube, welcher sich rühmte, die Witterung so gut prophezeihen zu können wie ein Seemann, betrachtete forschend den Himmel.

„Na, Alter!“ fragte Garey, „was meint Ihr dazu? Wird es finster werden, wie?“

„Finster wie ein Bär!“ murmelte Rube zur Antwort und setzte dann wie mit dem Gleichnisse noch nicht recht zufrieden hinzu: „So schwarz wie im

Bauche eines Büffels auf einer brennenden Prairie!"

Der alte Trapper lachte herzlich über den drolligen Einfall, und Garey und ich konnten nicht umhin in das Gelächter einzustimmen. Die Guerrilleros mußten uns gehört haben und uns ganz gewiß für wahnsinnig halten.

Rube's Prophezeihung ging in Erfüllung und die Nacht senkte sich schwarz und drohend herab. Die bleifarbene Schicht lös'te sich in schwarze Wolken auf, welche langsam am Himmel hinzogen.

Ein Gewitter war im Anzuge und schon hörte man senkrecht herabschlagende schwere Tropfen auf unsern Sätteln plätschern.

Alles Dies war zu unserer Zufriedenheit.

In diesem Augenblicke aber erleuchtete ein Blitz das ganze Firmament und die Prairie wie mit dem Glanze von tausend Fackeln.

Es war nicht jenes bleiche, lavendelfarbene Licht, welches man in nordischen Himmelsstrichen sieht, sondern eine helle Flamme, welche den ganzen Raum zu durchdringen schien und fast der Helle des Tages gleichkam.

Dieses plötzliche und unerwartete Phänomen erfüllte uns mit Schrecken, denn wir erkannten darin ein Hinderniß für unsere Absichten.

„Verwünscht!“ rief Rube ärgerlich. „Das ist ja noch viel schlimmer als Mondschein!“

„Werden es kurze oder lange Blitze werden?“ fragte Garey mit Bezugnahme auf die zwei verschiedenen Arten, in welchen auf diesen südlichen Prairieen das elektrische Fluidum zum Vorschein kommt.

Im erstern Falle sind die Blitze rasch und kurz und die Zwischenräume der Finsterniß ebenfalls von kurzer Dauer. Die Blitze durchbohren gabel- oder zickzackförmig die Wolken und der Donner rollt laut und ungleich, während ein oft unterbrochener Regen herabströmt.

Im andern Falle verhält es sich hiervon sehr verschieden. Es sind dann keine zuckenden, durch die Wolken hindurchfahrenden Blitze, sondern eine stete Flamme, welche das ganze Firmament mit einem weißen zitternden Lichte anfüllt, oft viele Secunden lang dauert und worauf dann lange Zwischenräume rabenschwarzer Finsterniß folgen. Diese Blitze sind nur selten von Donner begleitet und auch der Regen ist nicht alle Mal ihr Begleiter, obschon es diese Art war, welche wir jetzt sahen, während zugleich Regentropfen fielen.

„Kurze Blitze?“ wiederholte Rube zur Antwort auf die Frage seines Kameraden, „nein, damit ist's Nichts. Es ist die lange Flamme. Es donnert ja

nicht. Na, da müssen wir das Hinaufklettern in den Zwischenpausen besorgen."

Ich verstand, weßhalb Rube der sogenannten langen Flamme den Vorzug gab. Die langen Zwischenräume von Finsterniß zwischen den Blitzen konnten uns dennoch in den Stand setzen, unsern Plan in Ausführung zu bringen.

Er hatte kaum ausgeredet, als der Blitz zum zweiten Male leuchtete und die Prairie einem Theater während der großen Schlußscene eines großartigen Schauspieles glich. Wir sahen die Guerillerros in einem Cordon quer über die Ebene neben ihren Pferden stehen. Wir konnten ganz deutlich ihre Waffen und Rüststücke, ja sogar die Knöpfe auf ihren Jacken unterscheiden. Ihre Gesichter sahen in der blendendweißen Beleuchtung furchterregend aus; ihre Körper schienen eine riesige Größe gewonnen zu haben, und sie gewährten daher dem Auge einen abenteuerlichen, gespenstischen Anblick.

Dieser Blitz war von keinem Donner begleitet — weder von dem schnellfolgenden, raschen Schlage, noch von dem fernen Rollen. Es herrschte vollkommene Ruhe, was die ganze Scene nur um so schauerlicher und ergreifender machte.

„So ist's gut," murmelte Rube, als er sah, daß die Belagerer noch ihren Platz behaupteten.

„Zwischen diesen Blitzen müssen wir die Felsenwand erklettern. Aber erst müssen wir ihnen zeigen, daß wir noch hier sind.“

Wir ließen unsere Gesichter und Büchsen ein wenig hinter dem Felsenblocke hervortreten und erwarteten in dieser Stellung einen anderweiten Blitz.

Er kam, heller als zuvor. Der Feind konnte nicht umhin, uns bemerkt zu haben.

Unser Programm war schon fertig. Garey sollte zuerst hinaufklettern und das Seil mit hinaufnehmen. Er wartete blos auf das Ende eines anderweiten Blitzes. Das eine Ende des Lasso war um seinen Gürtel befestigt und der übrige Theil hing von ihm herab.

Als das Licht wieder schimmerte, war er fertig, und in dem Augenblicke, wo es erlosch, schlich er sich an die Felsenwand und begann sie zu erklettern.

O wie wünschten wir, daß der Zwischenraum der nun folgenden Dunkelheit ein recht langer sein möchte!

Sechstes Kapitel.

Das Ersteigen des Felsens.

Unsere Herzen pochten ängstlich — wenigstens kann ich dies von dem meinen versichern.

Rube beobachtete die Guerrilleros und ließ seinen Kopf von ihnen sehen. Meine Augen waren auf die Felsenwand geheftet, aber umsonst schauete ich durch die dichte Finsterniß hindurch nach unserm Kameraden. Ich horchte mit verhaltenem Athem und vernahm ein leises Scharren und Kratzen, welches sich mit jedem Augenblicke höher und weiter hinauf entfernte.

Garey aber kletterte in Lederstrümpfen, und das Geräusch war zu schwach als daß es bis zu den Ohren unserer Feinde hätte dringen können.

O wie wünschten wir, daß die Zwischenzeit der Finsterniß eine recht lange sein möchte!

Es schien auch wirklich eine lange zu sein. Vielleicht dauerte sie nicht fünf Minuten, aber sie kam mir zwei Mal so lang vor, ehe wieder ein Blitz leuchtete.

Ich schaute sofort an der steilen Wand hinauf. O Gott! Garey war kaum erst bis auf die Mitte hinauf. Er stand auf einem Vorsprunge — den Körper dicht an den Felsen gedrückt. Die Arme hielt er horizontal ausgestreckt und sah fast aus, als ob er an die Felsenwand gekreuzigt wäre.

So lange der grelle Schein des Blitzes dauerte, blieb er in dieser Stellung unbeweglich wie der Felsen selbst.

Mit furchtsamem Blicke wendete ich mich nach den Guerrilleros. Ich hörte keine Stimme, ich bemerkte keine Bewegung. Dank sei dem Himmel! sie sahen ihn nicht!

Nicht weit von dem Punkte, wo er hing, wuchsen einige Zwergcedern aus der Felsenspalte hervor, deren dunkle Nadeln die Gestalt des Kletterers weniger sichtbar machten.

Wieder trat ein langer Zwischenraum von Finsterniß ein und dann leuchtete der Blitz wieder.

Jetzt war keine menschliche Gestalt mehr an der Felsenwand sichtbar. Ich sah nur eine schwarze

Linie, welche wie ein Riß den Felsen senkrecht vom obern Rande bis zum Fuße durchschnitt.

Es war das Seil, welches Garey mit hinaufgenommen. Er hatte den Gipfel wohlbehalten erreicht!

Nun war ich an der Reihe; denn Rube bestand darauf, bis zuletzt auf dem Posten der Gefahr auszuharren — und mit meiner Büchse auf dem Rücken stand ich bereit. Ich hatte meinem wackern Rosse schon ein Lebewohl zugeflüstert und seine sammetweiche Schnauze an meine Wange gedrückt. Mit dem letzten Aufflackern des elektrischen Scheins faßte ich den herabhängenden Lasso und zog mich daran in die Höhe.

Ich hatte Vertrauen zu dem Seile. Ich wußte, daß es oben befestigt war oder von Garey's starker Hand gehalten ward. Durch diese Hülfe ward das Ersteigen der Felsenwand leicht gemacht. Es kostete mir keine große Mühe, von Vorsprung zu Vorsprung zu klimmen, und ehe es wieder blitzte, hatte ich den obern Rand des Felsens erreicht.

Wir legten uns platt unter das Gebüsch nieder, welches hart am Rande wuchs, und wagten kaum das Gesicht emporzuheben. Ich sah, daß das Seil an dem Stamme eines kleinen Baumes befestigt war.

Gleich darauf bemerkten wir, daß daran gezerrt

ward und folglich Rube ebenfalls das Erklettern des Felsens begonnen hatte. Bald hörten wir ihn herankommen, seine hagere, dunkle Gestalt bog sich über den Rand des Felsens und, nach Athem keuchend, taumelte er schweigend in das Gebüsch neben uns. Trotz der Dunkelheit bemerkte ich in seiner Erscheinung etwas Eigenthümliches. Sein Kopf sah mir kleiner aus, doch hatte ich keine Zeit, ihn deßwegen zu fragen.

Wir warteten blos, bis wir wieder einen Blick auf die Guerilleros werfen konnten. Sie waren alle noch auf ihren Posten und hatten augenscheinlich keine Ahnung von der von uns ausgeführten Bewegung. Rube's Katzenfellmütze, welche er schlauer Weise unten auf dem Felsenblocke befestigt, überzeugte sie, daß wir immer noch da seien, und erklärte überdies die Eigenthümlichkeit, die ich an der obern Etage des Trappers bemerkt hatte.

Rube war nun wieder zu Athem gekommen, und nachdem wir das Seil heraufgezogen und zusammengewickelt, stahlen wir uns über den flachen Gipfel des Berges hinweg, um eine Stelle zum Hinunterklettern ausfindig zu machen.

Als wir die entgegengesetzte Seite erreichten, fanden wir sofort, was wir brauchten — einen Baum am Rande des Felsens. Viele kleine Tannen

wuchsen hier, und nachdem wir eine davon ausgewählt, banden wir das Seil fest um den Stamm herum.

Es gab aber noch viel zu thun, ehe Einer von uns das Hinabklettern versuchen konnte.

Wir wußten, daß der Felsen mehr als hundert Fuß senkrechte Höhe hatte, und an einem Seile von dieser Länge sich hinabzulassen ist ein des geübtesten Matrosen würdiges Kunststück. Keiner von uns war vielleicht im Stande, es auszuführen. Der Erste konnte allerdings ziemlich bequem hinunter gelassen werden, und dies war auch unsere Absicht. Ein Gleiches konnte mit dem Zweiten geschehen; der Dritte aber mußte an dem Seile hinunterrutschen.

Die Erwägung dieses Hindernisses hielt uns nicht lange auf. Meine Kameraden waren Männer, die an rasches Denken gewöhnt waren, und wußten bald ein Mittel, die Schwierigkeit zu mindern. Sie nahmen sofort ihre Messer zur Hand und schnitten einen jungen Baum ab und in kurze Stücken. Diese Stücken wurden in der Mitte mit einer Kerbe versehen und dann in gemessenen Zwischenräumen in das Seil eingebunden. Unsere „Jakobsleiter“ war fertig.

Nun galt es noch, zu probiren, ob das Seil auch hinreichend lang sei. Die Knoten hatten es

etwas kürzer gemacht, aber die Frage selbst ward mit gleichem Scharfsinne gelös't. An das eine Ende des Seils ward ein kleiner Stein gebunden und dann ließ man es über den Rand des Felsens hinabfallen. Wir lauschten. Wir hörten das dumpfe Auftreffen des Steins auf dem Prairierasen und das Seil reichte demnach bis auf den Boden.

Wieder ward es heraufgezogen, der Stein abgenommen und die Schlinge um Rube's Körper unter den Armhöhlen befestigt. Er war der Leichteste und sollte deswegen zuerst hinuntergelassen werden, um die Festigkeit des Seiles zu erproben, die bis jetzt noch zweifelhaft war.

Durch das Heraufklettern war sie noch nicht bewiesen, weil wir dabei nur mit der Hälfte unseres Gewichtes an dem Seile gehangen und die Füße entweder an den Felsen angestemmt oder auf die Vorsprünge gesetzt hatten.

Sobald Rube die Ebene erreichte, sollte er das Seil noch einer andern Probe unterwerfen, ehe Garey oder ich uns daran herunterzulassen versuchten. Diese Probe sollte darin bestehen, daß er seinem eigenen Gewichte noch einen großen Stein zusetzte und sich dadurch eine Schwere gab, die der Garey's gleichkam, welcher von uns Dreien der bei Weitem Schwerste war.

Nachdem Alles besprochen war, glitt der alte Trapper schweigend über den Rand des Felsens. Garey und ich hielten das Seil und ließen es behutsam nachlaufen. Fuß um Fuß ward es durch das Gewicht des hinabsinkenden jetzt nicht mehr sichtbaren Körpers durch unsere Hände gezogen.

Immer noch langsam und mit Vorsicht ließen wir den Lasso nach und trugen Sorge, daß er gleichförmig und nicht ruckweise ablief, damit unser alter Kamerad nicht mit zu großer Heftigkeit an den Felsen geschleudert würde. Wir saßen Beide dicht beisammen mit den Gesichtern nach der Ebene hingewendet. Mehr als drei Viertheile des Seiles waren durch unsere Hände gegangen und wir wünschten uns Glück, daß die schwere Arbeit bald vorüber sein würde, als zu unserm Schrecken die daran ziehende Last so plötzlich nachließ, daß wir Beide auf den Rücken fielen! Gleichzeitig hörten wir das Platzen des reißenden Seiles und unmittelbar darauf einen lauten Schrei von unten.

Wir sprangen auf die Füße und begannen mechanisch an dem Seile zu ziehen. Die Last war nicht mehr daran! Es war leicht wie Bindfaden und kehrte ohne Mühe in unsere Hände zurück.

Wir sahen einander an, aber nicht um einander eine Erklärung abzufragen. Keiner von uns Beiden

bedurfte eine solche. Keiner von uns Beiden sprach ein Wort. Die Sache war klar!

Das Seil war gerissen; unser Kamerad war aus einer immer noch beträchtlichen Höhe herabgestürzt!

Wie von einem und demselben Impulse getrieben, warfen wir uns auf die Kniee nieder, krochen bis an den Rand des Abgrunds und schauten darüber hinunter. In dem schwarzen Abgrunde, der uns entgegengähnte, konnten wir Nichts sehen und wir warteten, bis wieder ein Blitz leuchten würde.

Mit verhaltenem Athem horchten wir.

War es ein Stöhnen, was wir hörten? ein Ruf der Todesangst?

Nein, die Wiederholung verrieth uns, was es war; es war das Heulen des Prairiewolfes. Keine menschliche Stimme schlug an unser Ohr.

Ach, leider nein! Selbst ein Schmerzensschrei wäre willkommen gewesen, da dieser uns verkündet hätte, daß unser Kamerad noch lebte. Aber nein; er war stumm, todt — vielleicht in Atome zerschellt.

Es dauerte lange, bevor wieder ein Blitz leuchtete. Ehe dies geschah, hörten wir Stimmen. Sie kamen von dem Fuße des Felsens direct unter uns; aber es waren ihrer zwei und keine davon die des Trappers. Es ist sehr leicht, das volle, starke Sprach-

organ des Sachsen von dem gellenden Diskant der Söhne Anahuac's zu unterscheiden. Die Stimmen waren die unserer Feinde!

Gleich darauf machte das Leuchten des Blitzes sie sichtbar. Es waren ihrer zwei; sie waren zu Pferde und ritten unten auf der Ebene dicht an dem Felsen hin. Wir sahen sie deutlich — aber wir sahen nicht, was wir erwartet hatten — den verstümmelten Körper unsers Kameraden. Der lang anhaltende Schein hatte uns vollauf Zeit gegeben, einen forschenden Blick auf den Boden zu werfen, und wir würden jeden Gegenstand darauf wahrgenommen haben, selbst wenn er nicht größer gewesen wäre, als eine Katze. Rube — mochte er nun lebendig oder todt sein — war aber nicht da. War er in die Hände der Guerrilla gefallen?

Die zwei Reiter, welche wir sahen, führten Lanzen, aber keinen Gefangenen. Es war nicht wahrscheinlich, daß sie ihn festgenommen hatten, und überdies wußten wir, daß Rube, dafern er durch den Sturz nicht ganz unfähig geworden, sich ohne Kampf nimmermehr ergeben haben würde, und wir hatten weder einen Schuß noch einen Ruf gehört.

Bald wurden wir aller Unruhe und Ungewißheit in dieser Beziehung überhoben. Die Guerrilleros setzten ihr Gespräch fort und der leichte Nachtwind

wehete ihre Stimme aufwärts, so daß wir Das, was sie sagten, zum Theil verstehen konnten.

„Carrambo!“ rief der eine ungeduldig, „Ihr müßt Euch geirrt haben. Wahrscheinlich war es der coyoté, was Ihr hörtet.“

„Capitan! Ich weiß gewiß, daß es eine Menschenstimme war.“

„Dann muß sie von einem der picaros hinter dem Felsen gekommen sein. Es ist doch nicht etwa einer hier? Doch kommt, wir wollen auf die andere Seite der Mesa zurückkehren — vamos!“

Die Hufschläge verkündeten uns, daß sie weiter ritten, um die Absicht des letzten Sprechers auszuführen, der Niemand anders war als Ijurra selbst.

Es war eine große Herzenserleichterung für uns, nun zu wissen, daß unser Kamerad noch nicht in ihre Klauen gefallen war. Inwieweit er Schaden genommen hatte, dies konnten wir natürlich nicht wissen. Das Seil war dicht oben am Rande gerissen und Rube hatte daher den größten Theil desselben mit hinuntergenommen. In der Verwirrung hatten wir nicht darauf geachtet, wie viel wir, als er stürzte, noch hinter unsern Händen hatten, und jetzt konnten wir dies blos vermuthen.

Wir hatten gesehen, daß er von dem Platze verschwunden war, und gaben uns deßhalb der Hoffnung

hin, daß er keine ernste Beschädigung erlitten habe. Aber wo war er hin? War er blos hinweggekrochen und befand er sich noch in der Nachbarschaft der Mesa?

Wenn dies der Fall war, so konnten unsere Feinde noch auf ihn stoßen. Einen Versteck gab es nicht, weder an dem Fuße des Felsens noch auf der umliegenden Ebene.

Garey und ich waren in Bezug auf den Ausgang natürlich sehr ängstlich, und zwar um so mehr, als die Guerilleros den Schrei unseres Kameraden gehört hatten und ihm nachspürten. Auf einem so kahlen Terrain konnte er leicht gefunden werden.

Wir beschlossen sofort, uns auf die entgegengesetzte Seite des Felsenrandes zu begeben und die Bewegungen der beiden Reiter zu belauern.

Von ihren Stimmen geleitet, warfen wir uns an der hintersten Ecke des Berges über ihnen wieder auf die Kniee nieder.

Sie hatten hier Halt gemacht, um das Terrain zu untersuchen, und warteten blos auf einen neuen Blitz. Auch wir warteten über ihnen und innerhalb Schußweite.

„Wir könnten sie hier ganz schön von den Pferden schießen," flüsterte mein Gefährte.

Ich zögerte, meine Zustimmung zu geben. Viel-

leicht war es Klugheit, was mich zurückhielt, denn ich hatte nun Hoffnung auf eine sichere Befreiung gefaßt.

In diesem Augenblicke leuchtete der Blitz.

Die schwarzen Reiter sahen riesig aus in dem gelben, grellen Lichte. Kaum fünfzig Schritt waren sie von den Mündungen unserer Büchsen entfernt. Wir hätten sie mit voller Sicherheit auf's Korn nehmen können und ich fühlte mich fast versucht, den Bitten meines Gefährten nachzugeben.

Plötzlich jedoch fiel uns ein Gegenstand in die Augen, welcher uns Beide bewog, unsere schon halb angelegten Büchsen wieder zurückzuziehen.

Dieser Gegenstand war der Körper unseres Kameraden Rube. Er lag flach auf dem Boden mit lang ausgestreckten Armen und Beinen und das Gesicht tief in dem Grase begraben. Von der Höhe herab, aus welcher wir hinschauten, sah es fast aus, als wäre die Haut eines jungen Büffels auf den Boden genagelt, um zu trocknen. Wir wußten aber, daß dies nicht der Fall war. Wir wußten, daß es der Körper eines in braunes Büffelleder gekleideten Mannes war — der Körper des ohrenlosen Trappers.

Auch war er nicht todt. Kein Todter hätte sich auf diese Weise auszustrecken vermocht, denn er

lag ganz flach auf dem Rasen wie eine riesige Eidechse.

Der Zweck dieser Attitüde war uns klar und unsere Herzen klopften vor Angst, so lange das Licht des Blitzes am Himmel flackerte. Der Körper lag kaum fünfhundert Schritt draußen; obschon aber von unserer Position aus vollkommen sichtbar, konnten doch die Reiter unten ihn nicht sehen; denn sobald es wieder finster ward, hörten wir sie zu unserer großen Freude wieder nach der Front zurückreiten, während Ijurra zugleich seine Zweifel wiederholt aussprach. Ein Glück war es für ihn sowohl als für seine Begleiter, daß sie jene ausgestreckte Gestalt nicht erspähet hatten — ein Glück für Rube — ein Glück für uns Alle!

Garey und ich blieben auf unserm Platze und warteten auf einen neuen Blitz. Als derselbe endlich leuchtete, war die braune Büffelhaut nicht mehr sichtbar. In weiter Ferne, beinahe eine Meile weit, glaubten wir dieselbe Gestalt wieder flach wie zuvor auf dem Boden liegen zu sehen, doch machte die dunkle Farbe des Prairiegrases unsern Blick etwas unsicher.

Eine Ueberzeugung aber hatten wir nun — unser Kamerad war glücklich entronnen.

Siebentes Kapitel.

Eine Verstärkung.

Zum ersten Male, seitdem wir mit der Guerrilla zusammengetroffen, athmete ich frei auf und fühlte mich fast überzeugt, daß wir nun frei werden würden. Mein Kamerad theilte meinen Glauben, und ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß wir den flachen Gipfel der Mesa mit leichterem Herzen und elastischerem Tritte wieder überschritten.

Natürlich dachten wir nun nicht mehr daran, den Felsen hinunterzuklettern. Mit dem uns gebliebeuen Stück Seile war es unmöglich. Wir kehrten einfach an den Rand zurück, um die Guerrilleros im Auge zu behalten und sie wo möglich zu hindern, sich unsern Pferden zu nähern, im Fall sie zufällig entdeckten, daß wir uns aus unserer Position hinter dem Felsenstücke zurückgezogen hatten.

Wir waren jetzt, wo wir weniger Befürchtungen für uns selbst hegten, desto besorgter um unsere Pferde. Wenigstens kann ich es von mir behaupten und die Sache ist leicht zu erklären.

So lange ich die Wahrscheinlichkeit fühlte, daß jeder Augenblick der letzte meines Lebens sein könne, war das Schicksal Moro's und des weißen Hengstes nur von untergeordneter Bedeutung.

Jetzt aber, wo ich überzeugt war, daß ich diese gefährliche Echappade überleben würde, machte die Zukunft wiederum ihre Ansprüche geltend, und es lag mir viel daran, nicht blos mein eigenes Roß zu erhalten, sondern auch das schöne Thier, welches mich in alle diese Gefahren gebracht, aber dessen Fang noch immer seinen reichen Lohn versprach.

Daß nun alle Gefahr vorüber sei — daß wir in wenigen Stunden frei sein würden — dies war mein fester Glaube, der auch von meinem Gefährten getheilt ward.

Vielleicht begreifst Du, lieber Leser, nicht, aus welchen Daten wir einen so zuversichtlichen und trostreichen Schluß zogen, obschon unsere Folgerung eine ganz einfache war.

Wir wußten, daß Rube die Rancheria erreichen und mit einer Hülfsmannschaft zurückkehren würde — das war Alles.

Einige Besorgniß hegten wir allerdings immer noch. Die Freischärler waren vielleicht nicht mehr da — die Armee konnte sich in Marsch gesetzt haben — vielleicht war der Vorposten eingezogen — Rube selbst konnte aufgefangen oder niedergeschossen werden.

Diese letztere Vermuthung beunruhigte uns am wenigsten. Wir vertrauten vollkommen auf die Fähigkeit des Trappers, sich in das amerikanische, ja, wenn es nöthig wäre, in das feindliche Lager einzuschleichen. Wir hatten ja eben erst eine neue Probe seiner Gewandtheit gesehen.

Mochte die Armee nun vorgerückt sein oder nicht, so erreichte Rube sie doch gewiß, ehe der Morgen anbrach, und wenn er sich unterwegs ein Pferd stehlen mußte. Ganz gewiß machte er die Freischaar bald ausfindig, und auch ohne Befehl lieh ihm Holingsworth einige Reiter — ein halbes Dutzend waren genug. Im schlimmsten Falle gab es im Lager genug abenteuerliche Gesellen, die für einen solchen Dienst mit leichter Mühe angeworben werden konnten.

Aus allen diesen Gründen zweifelten wir kaum, daß unser Kamerad mit einer Hülfsmannschaft zurückkehren würde.

Was die Zeit betraf, so blieben wir unsern

Vermuthungen überlassen. Es konnte noch vor Tagesanbruch geschehen — vielleicht aber auch erst spät am folgenden Tage, oder auch erst in der folgenden Nacht.

Dies war jedoch eine Erwägung, die kein großes Gewicht mehr hatte. Wir konnten unsere luftige Festung eine Woche, einen Monat — ja noch weit länger und gegen Hunderte von Feinden behaupten. Wir konnten nicht angegriffen werden. So lange wir mit unsern Büchsen den Felsen bewachten, konnte keine Sturmkolonne herannahen — keine verlorene Mannschaft unsere Wälle ersteigen!

Aber wie stand es mit Hunger und Durst? wirst Du fragen.

Ha! wir fürchteten Keins von Beidem. Das Glück hatte uns über alle Maßen begünstigt. Selbst auf dieser einsamen Bergeshöhe fanden wir die Mittel, den Hunger zu stillen, den Durst zu löschen.

Als wir über das Plateau hinüberschritten, stießen wir auf ungeheure Echinocacti, welche wie Ameisenhaufen oder gigantische Bienenkörbe aus dem Boden herauswuchsen. Es waren dies die Mammillaria des ehrlichen Quackenboß — kuppelförmig und einige davon zehn Fuß im Durchmesser.

Garey zog sofort sein Messer. Ein Theil der stachligen Rinde des größten ward abgetrennt, der

Gipfel durchschnitten und eine Schaale in die weiche, saftige Masse getaucht. Eine Minute später hatten wir aus diesem vegetabilischen Brunnen der Wüste unsern Durst gelöscht.

Mit gleicher Leichtigkeit waren wir in den Stand gesetzt, auch unsern Hunger zu stillen. Ganz wie ich schon von der Ebene aus vermuthet, waren die Bäume mit den hellgrünen Nadeln sogenannte Nußtannen (Pinus edulis), von welchen es in Nordmexiko mehrere Gattungen giebt, deren Kegel oder Zapfen eßbare und nahrhafte Saamenkörner enthalten. Einige Hände voll von diesen sammelten wir und hungerten dann nicht mehr. Geröstet hätten sie allerdings besser geschmeckt, doch waren wir in diesem Augenblicke schon zufrieden, sie roh essen zu können.

Kein Wunder daher, daß wir mit solchem Vorrathe für den Augenblick und solcher Hoffnung für die Zukunft die ohnmächtige Wuth unserer Feinde nicht mehr fürchteten.

Wir legten uns am Rande des Felsens nieder, um ihre ferneren Bewegungen zu überwachen und unsere Pferde gegen ihren Angriff zu decken.

Das Leuchten des Blitzes zeigte, daß sie noch Wache hielten, gerade so wie wir sie verlassen. Ein Mann von jedem Doppelposten saß auf dem Pferde,

während sein Kamerad zu Fuße in den Zwischenräumen des Cordons hin- und herschritt. Ihre Maßregeln waren ziemlich schlau getroffen, und sie waren augenscheinlich entschlossen, daß wir uns nicht etwa in der Finsterniß an ihnen vorbeischleichen sollten.

Die Blitze wurden nun immer seltener und die Zwischenzeiten der Finsterniß immer länger und länger.

Während eines dieser Zwischenräume vernahmen wir plötzlich den Schall von Hufschlägen in einiger Entfernung auf der harten Ebene.

Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Hufschlage eines gerittenen Pferdes und eines ohne Reiter, und der Prairiemann ist in der Regel sofort im Stande, sie von einander zu unterscheiden. Mein Gefährte erklärte daher auch sofort, daß die Pferde ihre Reiter trugen.

Die fortwährend wachsamen Guerrilleros hatten sie gleichzeitig mit uns gehört, und zwei von ihnen galoppirten fort, um zu recognosciren. Dies verrieth uns blos unser G e h ö r, denn wir konnten jetzt keine sechs Schritte weit von unsern Gesichtern irgend einen Gegenstand unterscheiden und die Finsterniß war, so zu sagen, greifbar.

Das Geräusch kam aus einer ziemlichen Ent-

fernung, aber dennoch hörte man deutlich, daß die Reiter auf die Mesa zukamen.

Wir gründeten keine Hoffnung auf diese Ankunft. Rube konnte noch nicht einmal die Rancheria erreicht haben. Die jetzt Kommenden waren El Zorro und sein Begleiter auf dem Rückwege. Wir blieben hierüber nicht lange in Zweifel. Die Reiter näherten sich, und laute Rufe und Begrüßungen wurden zwischen ihnen und den Guerrilleros gewechselt, während die Pferde der beiden Parteien antwortend wieherten, als ob sie einander kennten.

In diesem Augenblicke blitzte es wieder, und zu unserer Ueberraschung sahen wir nicht blos El Zorro, sondern auch eine Verstärkung von vollen dreißig Mann. Das Getrappel vieler Hufe hatte uns auf diese Entdeckung vorbereitet.

Nicht ohne ein Gefühl von Unruhe sahen wir diese Vermehrung der Stärke des Feindes. Ganz gewiß zögerte er nun nicht mehr, uusere Festung hinter dem Felsblocke anzugreifen. Dann wurden wenigstens unsere Pferde weggenommen, und die von Rube herbeigeholte Hülfsmannschaft war dann für so viele Feinde zu schwach, denn es waren ihrer nun beinahe fünfzig.

Unsere Besorgniß in Bezug auf die ersten beiden Punkte nahm jedoch bald ein Ende. Zu un=

ſerm Erſtaunen bemerkten wir, daß jetzt noch kein Angriff gemacht werden ſollte. Wir ſahen blos, daß der Cordon der Schildwachen verſtärkt ward, und daß andere Dispoſitionen zur weitern Fortführung der Belagerung getroffen wurden. Augenſcheinlich betrachteten uns unſere Feinde, wie Jäger den grauen Bären, den Löwen und Tiger betrachten, von welchen Thieren man glaubt, daß ſie am gefährlichſten ſeien, wenn man ſie in ihren Höhlen angreift. Sie fürchteten die Verheerung, welche wir, wie ſie wohl wußten, mittelſt unſerer Büchſen und Revolvers anrichten konnten, und hatten ſich daher vorgenommen, uns auszuhungern.

Anders konnten wir uns dieſe feige Fortſetzung ihrer Rache wenigſtens nicht erklären.

Achtes Kapitel.

Der indianische Spion.

Mitternacht war vorüber.

Das Blitzen, welches sich seit einiger Zeit nur in langen Zwischenräumen gezeigt, hörte jetzt ganz auf. Sein grelles Leuchten wich einem milderen und beständigeren Lichte, denn der Mond war aufgegangen und stieg am östlichen Himmel herauf.

Einzelne dunkle Wolken hingen immer noch am Himmel und zogen langsam an demselben hin; aber ihre Massen waren aufgelös't und das azurblaue Firmament durch die Zwischenräume hindurch sichtbar.

Der schöne Venusplanet und hier und da noch ein anderer einsamer Stern funkelten an diesen

blauen Lichtungen, oder schimmerten durch die nebeligen Ränder der Wolken.

Die Mondscheibe war hell und sah im Gegensatze zu den schwarzen Wolken nur um so weißer aus, und ihr Schein überkleidete das Gras der Prairie scheinbar mit Reif. Es gab weder Nebel noch Luftspiegelung. Das elektrische Fluidum hatte die Atmosphäre von ihren Gasen gereinigt und die Luft war kühl, geschmeidig und stärkend.

Obschon der Mond nicht mehr voll war, so war sein Licht doch so hell, daß man einen Gegenstand selbst weit draußen auf der Ebene gesehen haben würde, deren silberne Fläche sich nach allen Seiten des Horizontes hin streckte. Die dicken, schwarzen am Himmel hin ziehenden Wolken verursachten jedoch lange Zwischenräume von Finsterniß, während welcher die Prairie eben so wie zuvor in Dunkel gehüllt war.

Bis diesen Augenblick waren Garey und ich an dem obern Ende der kleinen Schlucht oder Furche geblieben, mittelst deren wir heraufgeklettert waren. Der Mond stand hinter uns, denn die Guerrilla befand sich auf der westlichen Seite der Mesa. Der Schatten des Berges ward weit hinaus auf die Ebene geworfen, und hart an seinem scharfgezeich-

neten Rande stand die dichte Reihe der Schildwachen.

Da wir unter dem niedrigen Gesträuche auf den Knieen lagen, so wurden wir von ihnen nicht gesehen, während wir eine vollkommene und unbeschränkte Aussicht auf den ganzen Trupp unserer Feinde hatten, welche jetzt rauchten, schwatzten, schrieen und sangen, und ihre frohe Laune auf andere Weise zu erkennen gaben.

Nachdem Garey eine Zeit lang ruhig zugesehen, verließ er mich, um einen Rundgang um das Plateau zu machen und die entgegengesetzte Seite zu recognosciren. In dieser Richtung lag die Rancheria, und wenn das Piket noch dort stationirt war, so konnten wir den Succurs bald erwarten. Meine Freischärler waren nicht die Leute, welche lange zögerten, wenn sie aus einer solchen Veranlassung gerufen wurden, und unter Rube's Führung näherten sie sich wahrscheinlich zuerst der hintern Seite des Berges.

Garey gin daher in dieser Richtung fort, um seine Recognoscirung vorzunehmen.

Er war kaum seit einer Minute von mir fort, als ein dunkler Gegenstand draußen auf der Ebene meinen Blick auf sich zog. Ich glaubte, es sei die Gestalt eines Mannes. Sie lag platt ausgestreckt

auf dem Boden, gerade wie der alte Rube, als er seine Flucht bewerkstelligte.

Er war es doch nicht etwa selbst wieder? Ich konnte die Gestalt nur undeutlich sehen, denn sie lag wenigstens neunhundert Schritte von dem Felsenhügel entfernt und unmittelbar jenseits der Linie der Guerrilleros.

Gerade in diesem Augenblicke verhüllte eine unter der Mondscheibe hinziehende Wolke die Ebene, und der dunkle Gegenstand war nicht mehr sichtbar.

Ich hielt meine Augen auf die Stelle geheftet und wartete auf das wiederkehrende Licht.

Als die Wolke vorüber war, befand sich die Gestalt nicht mehr da, wo ich sie zuerst bemerkt, wohl aber gewahrte ich sie näher bei den Reitern und in derselben Attitüde wie vorher. Sie befand sich jetzt nicht ganz sechshundert Schritte von der mexikanischen Linie, doch schien eine mit besonders hohem Grase bewachsene Stelle sie vor den Augen der Guerrilleros zu schützen, denn keiner von ihnen verrieth, daß er sie bemerkte. Von meinem hohen Standpunkte aus war das Gras natürlich kein Hinderniß für das Auge. Ich sah die Gestalt ganz deutlich und war überzeugt, daß es der Körper eines Menschen war, und zwar eines n a c k t e n

Menschen, denn er schimmerte im falben Mondscheine, wie nur ein nackter Körper schimmern konnte. —

Bis diesen Augenblick hatte ich geglaubt oder gefürchtet, daß es Rube sein könne. Ich sage gefürchtet — denn ich wußte durchaus nicht, ob Rube bei seiner Rückkehr nicht auf diese Weise erschiene. Ich wollte doch nicht hoffen, daß er allein wiederkäme. Und warum sollte er auf diese Weise den Spion spielen, da er die Stellung unseres Feindes ja bereits genau kannte?

Die Erscheinung verblüffte mich und ich war eine Weile in Zweifel.

Es konnte nicht Rube sein. Die Haut war von dunkler Farbe, die des alten Trappers aber auch. Obschon er weiß geboren war, hatten doch die Sonne, Schmutz, Schießpulver und Fett nebst dem Rauche so manches Prairiefeuers Rube's Teint in eine ächte Kupferfarbe verwandelt, und in Bezug auf die Farbe erfreute er sich daher vor einem Vollblut-Indianer nur eines geringen Vorzugs. Ueberdies war der ölige Schimmer dieses Körpers nicht Rube's. Seine Haut würde im Mondscheine nicht so geglänzt haben. Nein — die ausgestreckt liegende Gestalt war nicht die seine.

Eine zweite Wolke warf neuen Schatten, und so lange derselbe dauerte, sah ich Nichts weiter von der schleichenden Gestalt. Als der Mond wieder hinter den Wolken hervortrat, bemerkte ich, daß der Räthselhafte sich von dem Orte hinter dem hohen Grase entfernt hatte. Ich überflog das Terrain in der unmittelbaren Umgebung. Er war nicht zu sehen; als ich aber weiter hinaus blickte, sah ich eben noch die Gestalt eines rasch Entfliehenden. Ich folgte ihm mit den Augen, bis er in der Ferne verschwand, als ob er sich in dem Mondscheine aufgelös't hätte.

Während ich noch so über die weite Ebene nach der Richtung hinschaute, in welcher die Gestalt sich entfernt hatte, sah ich zu meinem Erstaunen nicht eine, sondern viele Gestalten sich in düsteren Umrissen am Rande der Prairie gegen den Horizont erheben.

„Also war es doch Rube," dachte ich, „und das da draußen sind die Scharfschützen!"

Ich strengte meine Augen auf's Aeußerste an. Ohne Zweifel waren es Reiter.

Zu meinem Erstaunen aber ritten sie, anstatt einen geschlossenen Trupp zu bilden, einer hinter dem andern her, so daß sie sich ausnahmen, wie die

Glieder einer riesenhaften Kette. Ausgenommen in einem schmalen Engpasse oder auf einem Waldpfade, ritten meine Leute niemals auf diese Weise. Sie konnten es also nicht sein.

In diesem Augenblicke fiel mir ein neuer Gedanke ein. Mehr als ein Mal in meinem Leben hatte ich ein Schauspiel gesehen, welches dem sich meinen Augen jetzt darbietenden glich — mehr als ein Mal hatte ich es mit Schrecken gesehen. Diese lange Linie war eine alte Bekanntschaft — es war eine Schaar indianischer Krieger auf ihrem mitternächtigen Marsche — auf der Kriegsfährte!

Nun war das Benehmen des Spions erklärt. Er war ein indianischer Läufer. Die Schaar, zu welcher er gehörte, stand im Begriff, sich der Mesa zu nähern — vielleicht in der Absicht — hier zu lagern — und er war immer vorausgeschickt worden, um das Terrain zu recognosciren.

Welche Wirkung seine Meldung äußern würde, konnte ich nicht errathen. Ich sah, daß die Reiter stillhielten und vielleicht die Rückkehr ihres Boten erwarteten. Sie waren zu weit entfernt, um von den Mexikanern gesehen zu werden, und auch für mein Auge wurden sie eine Minute später auf der

in dunkeln Schatten gehüllten Prairie unsichtbar. — Ehe ich Garey Etwas hiervon sagte, beschloß ich, erst noch einmal das Hervortreten des Mondes abzuwarten, um mich dann sofort deutlicher und bestimmter aussprechen zu können.

Neuntes Kapitel.

Die Caballada.

Es dauerte beinahe eine Viertelstunde, ehe die Wolke sich verzog, und dann sah ich zu meinem Erstaunen einen Trupp Pferde — nicht Reiter — auf der Prairie und kaum eine halbe Stunde von der Mesa entfernt. Nicht eines von diesen Pferden trug einen Reiter, und allem Anscheine nach war es eine Heerde von wilden Pferden, welche während der finstern Zwischenzeit herangaloppirt waren und nun schweigend und regungslos dastanden.

Ich schauete mit angestrengtem Blicke auf die ferne Prairie hinaus, aber die undeutlichen Reiter waren nicht mehr zu sehen. Sie mußten über den Gesichtskreis hinausgeritten sein.

Eben war ich im Begriff, meinen Kameraden

aufzusuchen und ihm mitzutheilen, was geschehen war, als ich, indem ich mich aufrichtete, ihn schon neben mir stehen sah.

Er hatte die Runde um das ganze Plateau gemacht, ohne Etwas zu sehen, und war zurückgekehrt, um sich zu überzeugen, ob die Guerrilla sich noch ruhig verhielte.

„Oho!“ rief er, als seine Augen auf die Caballada fielen. „Was zum Teufel ist denn das? Eine Heerde wilde Pferde? Es ist seltsam, daß diese Nigger sie nicht bemerken. Beim ewigen —“

Ich weiß nicht, was Garey sagen wollte. Seine Worte wurden durch das wilde Geheul übertäubt, welches gleichzeitig von der mexikanischen Linie aufstieg, und im nächsten Augenblicke sahen wir den ganzen Trupp sich auf's Pferd schwingen und sich in Bewegung setzen.

Wir glaubten natürlich, die Mexikaner hätten eben erst die Caballada von wilden Pferden entdeckt, und diese sei die Ursache dieses plötzlichen Alarms.

Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir bemerkten, daß w i r s e l b s t diese Ursache waren; denn anstatt sich nach der Ebene hinzuwenden, ritten die Guerrilleros dichter an den Felsen heran, er-

hoben ein wildes Gekreisch und feuerten ihre Karabiner auf uns ab!

Unter den übrigen unterschieden wir deutlich die lange Kugelbüchse El Zorro's und das Zischen ihrer bleiernen Kugel, als dieselbe dicht an unsern Ohren vorbeipfiff.

Anfangs konnten wir es uns nicht erklären, wie unsere Feinde uns entdeckt hatten. Ein Blick aber zeigte uns, daß der Mond höher emporgestiegen und der vom Felsenhügel geworfene Schatten allmählig kürzer geworden war. Während wir nach der Caballada ausschaueten, waren wir unvorsichtiger Weise aufrecht stehen geblieben, und unsere Gestalten warfen ihren riesigen Schatten unmittelbar vor die Augen unserer Feinde.

Sie brauchten blos aufzublicken, um uns zu sehen, wo wir standen.

Augenblicklich knieeten wir in das Gebüsch nieder und nahmen unsere Büchsen zur Hand. Die durch unser Erscheinen auf dem Felsen hervorgerufene Ueberraschung schien unsere Feinde für den Augenblick ihrer gewohnten Klugheit beraubt zu haben, denn Mehrere von ihnen ritten keck auf Schußweite heran.

Vielleicht gehörten sie zu den zuletzt Angekommenen. In dem dunkeln Schatten konnten wir

ihre Formen nicht deutlich erkennen, einer aber hatte das Unglück, auf einem weißen Pferde zu sitzen, und dieses diente dem Trapper zum Ziel.

Ich sah ihn seine Büchse anlegen und hörte den lauten Knall. Mir war es, als hörte ich gleich darauf ein ersticktes Stöhnen von unten, und den nächsten Augenblick sah man das weiße Pferd in den Mondschein hinausgaloppiren, der Reiter aber saß nicht mehr darauf.

Wieder zog eine Wolke unter dem Monde hinweg, und die Ebene war wieder unsern Augen verhüllt.

Garey schickte sich an, wieder zu laden, als mitten in der Finsterniß ein Geschrei sich erhob, welches ihn bewog, innezuhalten und zu horchen. Das Geschrei wiederholte sich, und zwar anhaltend mit jener wilden Betonung, die nur aus der Kehle eines Wilden kommen kann.

Es war nicht die Guerrilla, von welcher dieses Geschrei ausging, sondern es war das Geheul des indianischen Kriegers!

„Das Kriegsgeschrei der Comanches!“ rief Garey, nachdem er einen Augenblick zugehört, „das Kriegsgeschrei der Comanches, so wahr ich lebe! Hurrah! die Indianer fallen über sie her!“

Mitten unter dem Geschrei hörten wir das rasche Getrappel von Pferden und der Boden schien unter dem raschen, schweren Tritte zu zittern. Jeden Augenblick kam es näher. Die Wilden machten einen Angriff auf die Guerrilla!

Der Mond trat hinter der Wolke hervor.

Nun schwanden alle Zweifel.

Die wilden Pferde waren bemannt. Jedes trug einen bis an den Gürtel nackten Indianer. Sein buntbemalter Körper schimmerte roth im Mondlichte und gewährte einen furchtbaren Anblick.

Die Mexikaner waren mittlerweile alle zu Pferde gestiegen und machten Front gegen den unerwarteten Feind, aber mit augenscheinlichen Anzeichen von Unentschlossenheit in ihren Reihen.

„Sie werden den Angriff nimmermehr aushalteo," sagte Garey, und er hatte Recht.

Die Wilden hatten sich der Linie der Mexikaner bis auf weniger als hundert Schritte genähert, als man sie plötzlich Halt machen sah. Es war nur ein augenblicklicher Halt — der nur so lange dauerte, als sie brauchten, um Kenntniß von der Formation ihrer Feinde zu nehmen und ihnen eine Wolke von Pfeilen zuzusenden. Nachdem dies geschehen, sprengten sie weiter vor, stießen ihr wildes Geheul aus und schwangen ihre langen Lanzen.

Die Guerrilleros warteten blos, um ihre Carabiner und Stutzen abzuschießen. An Wiederladen dachten sie nicht. Die Meisten von ihnen warfen ihre Gewehre, sobald sie dieselben abgeschossen hatten, weg und der Rückzug begann. Der ganze Trupp kehrte dem Feinde den Rücken, setzte die Pferde in Galopp und sprengte in wilder Flucht um den Fuß der Mesa herum.

Die Indianer folgten ihnen eben so schnell unter fortwährendem dämonischem Geheul. Sie wurden nur um so wüthender, als sie sahen, daß ihr verhaßter Feind Aussicht hatte, ihnen zu entrinnen. Die Mexikaner waren uns Dank schuldig, daß wir sie, wenn auch ohne unsern Willen, alarmirt. Ohne diesen Umstand würden die Indianer sie angegriffen haben, ehe sie sich hätten auf die Pferde schwingen können, und dann würde ihr Schicksal höchst wahrscheinlich ein ganz anderes gewesen. So aber beritten und zur Flucht fertig, gingen die meisten von ihnen wahrscheinlich frei aus.

In dem Augenblicke, wo wir die Richtung sahen, welche die Verfolgung im Begriff stand zu nehmen, eilten Garey und ich quer über das Plateau nach dieser Seite hin.

Von dem Rande des Felsens aus war unser Ueberblick ein vollkommener, und wir konnten beide

Parteien sehen, als sie gerade unter uns am Fuße des Felsens vorübersprengten.

Beide ritten in unregelmäßigen Trupps und so, daß der Hinterste der Verfolgten von dem Vordersten der Verfolger kaum zweihundert Schritte getrennt war.

Die Letztern ließen immer noch ihr Kriegsgeschrei hören, während die Ersteren jetzt schweigend und von wildem Schrecken ergriffen voransprengten.

Plötzlich aber stieg dennoch ein Geschrei von der Guerrilla empor — ein kurzer, rascher Verzweiflungsruf — der Ausdruck einer neuen Bestürzung.

In demselben Augenblicke sahen wir den ganzen Trupp Halt machen.

Wir sahen uns nach der Ursache dieses außerordentlichen Verfahrens um, und unsere Augen und Ohren verhalfen uns zu der Erklärung.

In der entgegengesetzten Richtung, und zwar in einer Entfernung von kaum dreihundert Schritten, erschien eine Schaar Reiter, die ebenfalls in Galopp herangesprengt kam. Der Mond beschien sie mit hellem Lichte und wir sahen Waffen blinken und hörten laute Stimmen. Der Hufschlag dröhnte über

die Prairie, und mein Kamerad und ich erkannten den schweren Tritt des amerikanischen Pferdes.

Noch sicherer waren wir in Bezug auf das heisere „Hurr!“ Weder ein Indianer noch ein Mexikaner hätte diesen wohlbekannten Ruf auszustoßen vermocht.

„Hurrah! — die Freischärler!“ rief Garey, indem er den Ruf mit lauter Stimme wiederholte.

Die beim Anblicke des neuen Feindes von Bestürzung ergriffenen Guerrilleros hatten einen Augenblick Halt gemacht — ohne Zweifel glaubten sie, es sei eine zweite Abtheilung Indianer.

Dieser Halt war von kurzer Dauer. Das düstere Licht begünstigte sie, schon begann das Büchsenfeuer in ihre Reihen zu schlagen, und plötzlich links abschwenkend, sprengten sie hinaus in die freie Ebene.

Die Indianer schlugen, als sie diese Schwenkung sahen, eine schräge Richtung ein, um die Mexikaner abzufangen. Die schon dicht herangerittenen Freischärler aber hatten eben eine ähnliche Bewegung gemacht, und Wilde und Sachsen sprengten jetzt in schräger Richtung auf einander zu.

Der Mond, welcher seit einigen Minuten nur ein mattes Licht gespendet, ward plötzlich durch eine Wolke ganz verdunkelt und die Finsterniß nun dich-

ter als je. Garey und ich sahen von dem Kampfe Nichts mehr, wohl aber hörten wie den Zusammenstoß der beiden Schaaren. Wir hörten den Kriegsschrei der Wilden sich mit dem Racheschrei des Freischärlers mischen; wir hörten das Krachen der Jagdbüchsen und den raschen Knall von Revolvern — das Klirren der Säbelklingen an Lanzen — das Wiehern der Rosse — das Triumphgeschrei des Siegers und das dumpfe Schmerzgestöhn des Besiegten.

Mit hochklopfendem, bebendem Herzen standen wir auf der Höhe und hörten diese verhängnißvollen Klänge.

Sie dauerten nicht lange. Der wilde Kampf war bald vorüber. Als der Mond wieder hervortrat, war das Gefecht zu Ende. Ausgestreckte Gestalten sowohl von Mann als Roß lagen auf der Ebene.

Weit nach Süden hin sah man einen schwarzen Trupp über den Rand der Prairie verschwinden. Es war die feigherzige Guerrilla. Nach Westen galoppirten andere Reiter allein oder in einzelnen Gruppen davon. Das Triumphgeschrei aber, welches von dem Kampfplatze zu uns emporstieg, verkündete uns, wer das Feld behauptet hatte. Die Freischärler hatten gesiegt.

„Wo bist Du denn, Bill?“ rief eine Stimme, die wir Beide sofort erkannten, von dem Fuße des Felsens herauf.

„Hier bin ich!“ antwortete Garey.

„Na, diese Indianer kommen uns nicht sogleich wieder, glaube ich; aber unsere Absicht ist doch verfehlt, denn die Gelbhäute sind richtig entwischt!“

Zehntes Kapitel.

Ein Kapitel der Erklärungen.

Der Kampf konnte nicht länger als zehn Minuten gedauert haben.

Das ganze Scharmützel kam mir vor, wie ein von Zwischenräumen der Nacht unterbrochener Mondscheintraum.

Die Bewegungen der Streitenden waren so rasch gewesen, daß nach dem ersten Feuer kein Gewehr wieder geladen worden war. Was die Guerilleros betraf, so schien der indianische Kriegsruf ihnen die Waffen aus der Hand geschüttelt zu haben, denn der Platz, von welchem aus sie die Flucht ergriffen, war buchstäblich mit Carabinern, Stutzen und Lanzen besäet.

El Zorro's große Kugelbüchse befand sich ebenfalls mit unter den Trophäen.

Trotz der kurzen Dauer der ganzen Affaire war sie doch sowohl für die Mexikaner als auch für die Indianer ziemlich tragisch abgelaufen. Fünf von den Guerrilleros hatten in's Gras gebissen, und eine noch ein Mal so große Anzahl wilder Krieger lag leblos auf der Ebene, und ihre Leichen schimmerten von der rothen Kriegsfarbe, wie in Blut getaucht.

Die Mexikaner lagen nahe am Fuße der Mesa, denn sie waren unter dem ersten Feuer der heransprengenden Freischärler gefallen.

Die Indianer lagen weiter draußen auf der Ebene, wo sie unter dem raschen Knalle der Revolvers gefallen waren, die, so lange sie Stand hielten, eine furchtbare Verheerung unter ihnen anrichteten. Vielleicht hatten sie schon von dieser Waffe gehört und auch vielleicht in den Händen irgend eines Trappers oder Reisenden einen Revolver gesehen; meines Wissens aber war dies das erste Mal, wo sie auf eine damit ausgerüstete Kriegerschaar gestoßen waren; denn die Freischärler waren in der That die erste militairische Organisation, welche von dem Revolver im geschlossenen Kampfe Gebrauch machte. Der hohe Preis dieser Waffe hatte die Regierung bis jetzt ab-

gehalten, sie auch bei den anderen Truppengattungen einzuführen.

Auch gingen die Freischärler selbst nicht unversehrt aus dem Kampfe hervor. Zwei waren, von dem Comanche-Speer durchbohrt, todt von den Pferden gesunken, während beinahe ein Dutzend Andere durch Pfeile mehr oder weniger schwer verwundet waren.

Während Quackenboß den Felsen erkletterte, fanden Garey und ich Zeit, die seltsamen Ereignisse zu besprechen, deren Augenzeugen wir gewesen. Wir wurden dabei durch Erklärungen von unten unterstützt; doch ward es uns auch ohne diese nicht schwer, die ganze Sache zu begreifen.

Die Indianer waren eine Bande Comanches, wie wir an ihrem Kriegsrufe schon erkannt hatten. Ihre Ankunft an dieser Stelle in diesem Augenblicke war rein zufällig, in so weit wir oder die Mexikaner betheiligt waren. Es war eine Kriegsschaar, und auf der Kriegsfährte, in der Absicht, eine reiche mexikanische Stadt auf der anderen Seite des Rio Grande, etwa zwanzig Meilen von der Rancheria, zu überfallen und zu plündern.

Ihr Spion hatte die Reiter an dem Felsen entdeckt und in ihnen Mexikaner erkannt — einen Feind,

auf welchen der stolze Comanche mit unaussprechlicher Verachtung herabblickt.

Nicht so verächtlich in seinen Augen aber sind mexikanische Pferde, mit Silber beschlagene Sättel, bunte Serapés, Mangas von schönem Tuche, Waffen und Rüststücke, und um dieser Gegenstände willen war der Angriff erfolgt, obschon der angeerbte Haß gegen die spanische Nation — so alt als die Eroberung — und Rache für in der neuern Zeit erlittene Schmach; an und für sich hinreichende Beweggründe waren, um die Indianer zu ihrem feindseligen Versuche zu veranlassen.

Alles Dies erfuhren wir von einem ihrer Tapfern, der verwundet liegen geblieben war und der, wie sich bei näherer Untersuchung ergab, ein ehemaliger, jetzt vollständig indianisirter gefangener Mexikaner war.

Zum Glück für die mexikanische Stadt gaben die Wilden nach dieser Schlappe ihre Absicht auf und kehrten schwer gedemüthigt in ihre Gebirgsfestungen zurück.

Alles Uebrige war mir und Garey noch leichter erklärlich.

Rube war, wie wir vermutheten, wohlbehalten in der Rancheria angekommen, und zehn Minuten, nachdem er seine Geschichte erzählt, ritten fünfzig

Freischärler mit Holingsworth an der Spitze rasch nach der Mesa. Rube hatte sie mit seiner gewohnten Schlauheit geführt. Gleich den Indianern waren sie während der finsteren Zwischenzeiten vorgerückt, hatten aber, da sie von der entgegengesetzten Richtung herkamen, den Berg zwischen sich und dem Feinde gehalten und, auf diesen Vortheil vertrauend, die Guerrilleros zu überrumpeln gehofft.

Sie hatten sich schon bis beinahe auf Angriffsweite genähert, als der Kriegsruf der Wilden an ihr Ohr schlug und ihnen die fliehenden Mexikaner entgegenkamen.

Wohl wissend, daß Alle, die in dieser Richtung kamen, Feinde sein mußten, feuerten sie ihre Salve auf die nahenden Reiter ab, galoppirten dann vorwärts und sahen sich plötzlich den bemalten Kriegern der Ebene gegenüber. Die durch diese unerwartete Begegnung herbeigeführte wechselseitige Ueberraschung der Freischärler und der Indianer war ein glücklicher Umstand für die feigherzige Guerrilla, welche während des kurzen Haltes ihrer doppelten Verfolger und des verworrenen Gefechtes, welches darauf folgte, sich in den Stand gesetzt sahen, sich galoppirend dem Bereiche der Verfolgung zu entziehen.

Es war interessant, zu bedenken, welchen Ausgang wohl die Sache gehabt hätte, wenn die Frei-

schärler nicht zur Stelle gekommen wären. Ganz gewiß hätten die Indianer uns von unsern nicht weniger grausamen Feinden befreit. Ich und mein Kamerad wären vielleicht unentdeckt geblieben; aber ganz gewiß hätten wir unsere kostbaren Pferde eingebüßt.

So aber saßen wir nun bald wieder auf dem Rücken derselben und wendeten, frei von allen Gedanken an Gefahr, unser Gesicht freudig nach der Rancheria.

Wheatley ritt neben mir. Holingsworth blieb mit einer Abtheilung an Ort und Stelle, um die Trophäen zu sammeln und unsere unglücklichen Kameraden zu begraben.

Als wir abzogen, drehete ich mich herum und blickte einen Augenblick lang zurück auf den Schauplatz des Kampfes.

Ich sah Holingsworth auf der Ebene herumgehen. Er bewegte sich unter den fünf gefallenen Guerilleros umher. Einen nach dem Andern drehete er herum, bis der Mond ihre scheußlich verzerrten Züge beleuchtete So sonderbar waren seine Bewegungen, und so eifrig schien er zu sein, daß man hätte glauben sollen, er sei beschäftigt, einen gefallenen Freund zu suchen, oder er sei ein herumschleichender Räuber, welcher die Todten plündern wolle.

Aber Keins von Beidem war seine Absicht — im Gegentheil suchte er einen Feind. Er fand ihn nicht. Nachdem er die Züge der sämmtlichen fünf Gefallenen betrachtet, sah man ihn sich wieder hinwegwenden, und die unbefangene Weise, auf welche er den Platz verließ, verrieth, daß Der, den er suchte, sich nicht unter den Gefallenen befand.

„Nun, was giebt's Neues, Wheatley?"

„Was es Neues giebt, Capitain? Sehr viel Neues! Wie es scheint, haben wir den unrechten Baum angebellt — wenigstens glaubt dies Präsident Polk. Man sagt, auf dieser Linie könnten wir nicht bis Mexiko vordringen, deßhalb sollen wir Alle wieder zurückgezogen und nach einem Hafen weiter unten am Golf — Veracruz, glaube ich — eingeschifft werden."

„Das ist allerdings eine wichtige Neuigkeit."

„Die mir aber durchaus nicht zusagt," fuhr Wheatley fort, „und zwar um so weniger, als das Gerücht auch behauptet, unser alter wackerer Obergeneral solle abberufen und durch den pedantischen Scott ersetzt werden. Es ist das sehr schäbig an Taylor gehandelt, nachdem der alte Veteran so Viel geleistet. Man fürchtet, er werde bei der nächsten Wahl Präsident werden. Zum Teufel mit der Poli-

tik, sag' ich — es ist eine Sünde und Schande, daß man an diesem Manne so handeln will."

Ich begriff zum Theil, weshalb Wheatley der in Aussicht gestellten neuen Operationslinie so abhold war. Der flotte Lieutenant litt niemals an Langweile und verbrachte seine Mußestunden auf sehr angenehme Weise in der Gesellschaft Conchita's, der wohlbeleibten, dunkeläugigen Tochter des Alcalden. Mehr als ein Mal hatte ich sie, ohne es zu wollen, bei ihren Tändeleien unterbrochen. Die Rancheria mit ihren Lehmhütten und staubigen Gäßchen war in den Augen des Texaners eine Stadt goldener Paläste und ihre Straßen mit Gold gepflastert. Sie war Wheatley's Himmel und Conchita der Engel, der diesen bewohnte. So wenig ihm und mir der Posten anfangs gefallen hatte, so wünschte doch jetzt Keiner von uns Beiden einen Quartierwechsel.

Bis jetzt war noch keine Ordre eingegangen, welche das Piket abberufen hätte; mein Kamerad aber versicherte mir, daß das Gerücht ein begründetes sei, und glaubte, daß wir uns auf diesen Befehl jeden Augenblick gefaßt halten müßten.

„Was sagt man denn von mir?"

„Von Euch, Capitain? Gar Nichts. Was glaubt Ihr denn, was man von Euch sagen soll?"

„Nun, ganz gewiß ist doch über meine Abwesenheit Allerlei gesprochen worden.“

„Ja so! Nein, davon ist kein Wort gesprochen worden, wenigstens nicht im Hauptquartiere, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Ihr noch nicht als fehlend gemeldet seid.“

„Ah, das ist sehr gut, aber wie —“

„Nun seht, Capitain, Holingsworth und ich dachten, wir würden Euch einen besseren Dienst leisten, wenn wir die Sache verschwiegen hielten — wenigstens auf alle Fälle so lange, bis wir Gewißheit von Eurem Tode hätten. Wir hatten noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Der Vaquero, welcher Euch als Führer gedient, kam mit der Meldung zurück, daß zwei Trapper sich aufgemacht hätten, Euch zu suchen. Nach seiner Beschreibung erkannte ich in einem dieser Leute den alten wunderlichen Rube und war überzeugt, daß, wenn noch ein Stück von Euch übrig wäre, er der rechte Mann sei, es zu finden.“

„Ich danke Euch, mein Freund! Ihr habt recht daran gethan. Eure discrete Handlungsweise wird mir eine Masse Aerger und Verdruß ersparen. — Sonst wißt Ihr weiter nichts Neues?“ fragte ich nach einer Pause.

„Nein,“ entgegnete Wheatley, „wenigstens

Nichts, was sich des Erzählens verlohnte. Doch ja," fuhr er, sich plötzlich besinnend, fort, „da fällt mir noch Etwas ein. Ihr besinnt Euch doch noch auf jene elenden Vaqueros, die sich bei unserer Ankunft in dem Dorfe herumtrieben? Die sind jetzt alle rund und rein verschwunden. Ihr könnt durch die ganze Niederlassung gehen, ohne, außer alten Leuten, einen einzigen Mexikaner zu sehen. Ich fragte den Alcalden, wo sie hinwären; der alte Bursche schüttelte aber blos den Kopf und gröhlte sein ewiges „Quien sabe?" Natürlich sind sie fort, um sich irgend einer Guerrillasbande anzuschließen. So wahr ich lebe, wenn ich mir die Sache recht überlege, so sollte es mich gar nicht wundern, wenn sie sich unter der Bande befänden, die wir soeben auseinander gesprengt haben. Ganz gewiß ist es so. Ich sah Holingsworth die fünf Todten besichtigen, als wir fortritten. Er wird sie schon kennen und uns sagen, ob irgend einer unserer alten Bekannten sich darunter befindet."

Da ich von dieser Sache mehr wußte, als Wheatley selbst, so gab ich ihm in Bezug auf die Guerrilleros und ihren Anführer die nöthige Aufklärung.

„Das dachte ich mir! Raphael Ijurra! Holingsworth war in so großer Eile, an Ort und Stelle zu gelangen, daß er vergaß, mir zu sagen, gegen wen wir eigentlich auszögen. Der Teufel hole die

ganze Geschichte! Was für Narren sind wir gewesen, diese Kerle entschlüpfen zu lassen! Wir hätten sie gleich, als wir in das Dorf einrückten, sammt und sonders aufknüpfen sollen."

Einige Minuten lang ritten wir schweigend weiter. Zwanzig Mal schwebte eine Frage auf meinen Lippen, doch enthielt ich mich, sie zu stellen, in der Hoffnung, daß Wheatley mir noch mehr zu erzählen habe — Etwas, was interessanter wäre, als was er mir bis jetzt mitgetheilt. Er bewahrte jedoch ein ärgerliches Stillschweigen.

In der Absicht, ihn zum Weitererzählen zu bewegen, nahm ich eine gleichgültige Miene an und fragte:

„Haben wir keinen Besuch auf dem Posten gehabt? Ist Niemand aus dem Lager da gewesen?"

„Keine Seele," entgegnete er und versank wieder in nachdenkliches Schweigen.

„Gar Niemand? Hat denn Niemand nach mir gefragt?" fragte ich, entschlossen, sofort zur Sache zu kommen.

„Nein," lautete die entmuthigende Antwort. „Doch ja," setzte er, sich verbessernd, hinzu, während ich bemerkte, daß er in einem eigenthümlichen Tone sprach. „Ja, es ist allerdings nach Euch gefragt worden."

„Von wem denn?" fragte ich in erheuchelt gleichgültigem Tone.

„Ja, das darf ich nicht sagen," antwortete der Lieutenant in unverkennbar schalkhaftem Tone; „aber es scheint wirklich Jemand sich um Euretwillen sehr zu beunruhigen. Ein kleiner mexikanischer Knabe ist beinahe eine Million Mal da gewesen und wieder fortgelaufen. Es ist klar, daß ihn Jemand schickt, aber er ist ein verschwiegener kleiner Bube und will weder sagen, wer ihn schickt, noch was er bei Euch sucht. Er fragt blos, ob Ihr wieder da wäret, und zieht ein verdrießliches Gesicht, wenn man ihm mit Nein antwortet. Bemerkt habe ich jedoch, daß er auf dem Wege kommt und geht, welcher nach der Hacienda führt."

Diese letzten Worte wurden mit unverkennbarem Nachdrucke gesprochen.

„Wir hätten den kleinen Burschen als Spion festnehmen können," fuhr Wheatley in ruhig ironischem Tone fort, „aber wir glaubten, er könnte von einer Euch befreundeten Person abgesendet sein."

Der Lieutenant sagte dies abermals mit ganz besonderer Betonung, und ich sah im Mondschein ein Lächeln in seinen Zügen spielen. Mehr als ein Mal hatte ich ihn wegen Conchita geneckt — jetzt fand er sich dafür wieder ab.

Ich war durchaus nicht aufgelegt, Etwas übelzunehmen. Mein Kamerad hätte sich in diesem Augenblicke jede beliebige Freiheit gegen mich herausnehmen können. Seine Mittheilung klang wie süße Musik in meinem Ohre, und ich ritt nun weiter mit dem stolzen Bewußtsein, daß ich nicht vergessen war. Isolina war treu und redlich.

Bald nachher fielen meine Augen auf einen glänzenden Gegenstand. Es war die vergoldete Wetterfahne der kleinen Capilla und darunter schimmerten die weißen Mauern der Hacienda, in das milchweiße Licht des Mondes getaucht. Mein Herz schlug von seltsamen Regungen, als ich das wohlbekannte Haus erblickte und an den herrlichen Juwel dachte, den dieses Behältniß einschloß. Schlief sie? Träumte sie? Und wovon und von wem träumte sie?

Eilftes Kapitel.

Quackenboß giebt eine Vorstellung in der höhern Reitkunst.

Das milde blaue Licht des Morgens dämmerte eben am östlichen Horizonte auf, als wir in die Rancheria hineinritten. Ich empfand jetzt keinen Hunger mehr. Einige der umsichtigeren Freischärler hatten wohlgefüllte Proviantsäcke mitgebracht und mir von dem Inhalte derselben mitgetheilt, und aus ihren Korbflaschen hatte ich meinen Durst gelöscht.

Der zeitherigen fortwährenden Furcht und Spannung überhoben, fühlte ich mich jetzt, wo diese Gefühle mich nicht mehr wach hielten, todtmüde, und kaum hatte ich mich ausgekleidet, so warf ich mich auf meinen ledernen Catré und schlief sofort ein.

Eine mehrstündige Ruhe äußerte die gewünschte Wirkung und stellte die Kräfte sowohl meines Körpers

als meines Geistes wieder her. Ich erwachte, erfüllt von Gesundheit und Hoffnung. Eine Welt süßer Erwartungen lag vor mir. Der Himmel und das Glück lächelten beide.

Ich machte mit einiger Sorgfalt Toilette — frühstückte rasch — und ging dann mit angezündeter Cigarre nach meinem Lieblingsplatze, auf die Azotea hinauf.

Der schöne Gefangene stand mitten unter einer ihn umgebenden Menschenmenge und bog stolz seinen Nacken, als ob er sich der Bewunderung bewußt wäre, mit welcher er betrachtet ward. Die Freischärler, die Poblanas, die Höferinnen der Plaza, selbst einige mürrische Leperos standen in der Nähe und betrachteten mit neugierigen Augen das wilde Pferd.

„Ein herrliches Geschenk!" dachte ich. „In der That, eine Prinzessin brauchte sich dessen nicht zu schämen."

Es war meine Absicht gewesen, das Anerbieten in eigner Person zu machen, und dies war der Grund der Sorgfalt, welche ich auf meine Toilette verwendet hatte.

Nach reiflicherer Ueberlegung gab ich jedoch diese Absicht wieder auf. Ich ward hierbei von mehrern Rücksichten bestimmt und eine derselben

bestand darin, daß ich zarter Weise fürchtete, ein persönlicher Besuch von mir könne die Familie in der Hacienda compromittiren.

Die patriotische Gesinnung ward mit jedem Tage stärker und allgemeiner. Selbst die Annahme eines Geschenks war eine gefährliche Sache; das Pferd sollte ja aber kein Geschenk sein, sondern nur ein Ersatz für den Liebling, der von meiner Hand gefallen war — und ich wollte gar nicht in der Eigenschaft eines Schenkers auftreten.

Mein schwarzer Reitknecht sollte daher den schönen Gefangenen escortiren. Schon war der in eine Halfter verwandelte weiße Lasso an dem Kopfe des Thieres befestigt und der Neger erwartete blos meinen Befehl, um es fortzuführen.

Ich gestehe, daß ich mich über die Publicität, welche meine Angelegenheit gewonnen, ein wenig ärgerte. Meine rauhen Freischärler waren Leute von scharfem Verstande. Aus mehrfachem Flüstern, welches bis zu mir gedrungen war, konnte ich errathen, daß sie sammt und sonders wußten, weßhalb ich die wilde Jagd unternommen, und ich fürchtete ihren gutmüthigen Spott. Ich hätte in diesem Augenblicke sonst Etwas darum gegeben, wenn ich das Pferd unsichtbar hätte machen und gleich der Venus in eine Wolke gehüllt an den Ort seiner Bestimmung

bringen können. Ich gedachte daher auf den freundlichen Schutz der Nacht zu warten.

Gerade in diesem Augenblicke aber ereignete sich ein Auftritt, welcher mir gerade die Gelegenheit verschaffte, die ich suchte — ein so lächerlicher Auftritt, daß das Pferd nicht mehr der Gegenstand bewundernder Blicke blieb.

Der Held dieser Scene war Elias Quackenboß.

Von allen Leuten meiner Schaar war Quackenboß am schlechtesten gekleidet. Nicht als ob auf seinen äußern Menschen weniger Geld gewendet worden wäre, sondern theils wegen seiner ungeschlachten Gestalt und seiner Nachlässigkeit und Unsauberkeit — am meisten aber vielleicht wegen der Abnutzung auf seinen botanischen Ausflügen blieb ein Anzug auf seinem Leibe nicht eine Woche lang ganz und fortwährend ging er zerlumpt einher.

Das nächtliche Scharmützel war für Quackenboß von Nutzen gewesen, denn er hatte einen der fünf Guerrilleros erlegt. Als er diese Behauptung zum ersten Male aussprach, hatten seine Kameraden dieselbe als eine Prahlerei verlacht. Quackenboß bewies aber, daß er Recht hatte, dadurch, daß er dem Todten die Kugel ausschnitt und sie seinen Kameraden vor die Augen hielt. Der eigenthümliche Kaliber seiner Büchse machte es leicht möglich, die Identität der

Kugel festzustellen, und Alle gaben zu, daß Quackenboß seinen Mann erschossen hatte.

Nach den Gesetzen des Freischaarenkrieges wurde Das, was der Erlegte auf dem Leibe trug, das Eigenthum des scharf zielenden Botanikers, und die Folge davon war, daß er seine zerlumpte Kleidung von sich geworfen hatte und jetzt auf der Plaza in vollständigem mexikanischem Costüm erschien, nämlich in Calcineros und Calzoncillos, Schärpe und Serapé, Jacke und Wachstuchhut, Botas mit riesigen Sporen, kurz, in vollständiger Rancherokleidung.

Niemals hatten ein Paar solche Beine in mexikanischen Sammethosen gesteckt — nie waren zwei solche Arme in die Aermel einer gestickten Jaqueta gefahren, und die ganze Erscheinung des auf diese Weise costümirten Freischärlers war eine so seltsame, daß sein Erscheinen auf der Plaza sowohl von seinen Kameraden, als den rings umher stehenden Eingebornen mit einem lauten Ausbruche von Gelächter begrüßt ward. Selbst die mürrischen Indianerinnen zeigten ihre weißen Zähne und stimmten in den allgemeinen Chor mit ein.

Dies war aber noch nicht Alles. Unter anderer Beute hatte Quackenboß auch einen Comanche-Mustang gefangen, und da sein eigenes Streitroß schon seit längerer Zeit nicht mehr recht fort wollte,

so gewährte ihm dies eine vortreffliche Gelegenheit, sich neuberitten zu machen. Eine Dienstverrichtung hatte ihn aus seinem Quartier gerufen und er erschien jetzt auf der Plaza mit dem Mustang an der Hand, auf welchen er seinen eigenen Sattel und Zaum übertragen.

Ein schönes Pferd schien es zu sein und mehr als einer seiner Kameraden beneidete ihn um diese herrliche Beute.

Das Gelächter hatte sich kaum ein wenig gelegt, als Befehl zum Aufsitzen gegeben ward und Quackenboß zugleich mit mehrern Andern sich auf's Pferd schwang.

Kaum aber saß er im Sattel, als das boshafte Comanche-Pferd eine Menge Capriolen der beunruhigendsten Art begann. Erst schlug es mit den Hinterfüßen, dann mit den Vorderfüßen und dann fast mit allen vier Hufen zugleich aus.

Bald pfiff ein Hufschlag an dem Ohre des erschrockenen Reiters vorbei, bald bedrohete eine Doppelreihe von Zähnen seine Schenkel, während er in jedem Augenblicke in Gefahr zu schweben schien, mit furchtbarer Gewalt auf die Erde geschleudert zu werden.

Der Sombrero war ihm schon lange vom Kopfe und die Büchse aus der Hand gefallen. Das

Klatschen der weiten Beinkleider, das Wallen des weiten Serapé, das Tanzen der stählernen Scheide seines Säbels, die verzweifelte Bewegung der Arme des Reiters, sein langes, flatterndes Haar und sein angsterfüllter Blick — alles Dies bildete ein ungemein lächerliches Schauspiel.

Die Zuschauer brachen in immer neues Gelächter aus und die Plaza hallte wider von dem Rufe: „Bravo! Sehr schön gemacht, Quackenboß! Hurrah, hurrah! das ist ein stattlicher Mann!"

Was aber seine Kameraden am meisten Wunder nahm, war die Thatsache, daß Quackenboß noch immer seinen Sitz behauptete. Es war eine bekannte Sache, daß er der schlechteste Reiter im ganzen Corps war, und dennoch saß er, trotz des nun schon mehrere Minuten dauernden Bäumens und Bockens des Mustang, immer noch fest im Sattel. Man bekam von seiner Reitkunst eine ganze andere Meinung und seine Kameraden konnten ihr Erstaunen nicht bergen.

Mit einem Male jedoch ward dieses Geheimniß erklärt und die Ursache seines festen Sitzens entdeckt. Einer der Umstehenden, welcher verschmitzter war, als die andern, hatte zufällig unter den Bauch des Mustang geschaut, und rief sogleich:

„O, schaut einmal her! Seine Sporen haben sich in einander gehakt!"

Aller Augen senkten sich und ein neues schallendes Gelächter der Zuschauer war die Folge, als sie sich überzeugt hatten, daß dies wirklich der Fall war.

Quackenboß hatte beim Aufsitzen, weil er schon vermuthete, daß der Mustang schlimme Mucken habe, sich fest mit den Beinen angeklammert, und diese umschlossen, wegen ihrer außerordentlichen Länge, den Leib des Thieres vollständig, so daß unterhalb desselben die Fersen an einander stießen. Dabei hatte er nicht an seine neuen Sporen gedacht, deren sechs Zoll im Durchmesser haltende Räder den Mustang stachelten und ohne Zweifel die Ursache seines heftigen Bäumens und Ausschlagens waren. Diese Räder hatten sich in einander gehakt und hielten natürlich Quackenboß so fest, als ob er auf den Sattel geschnallt gewesen wäre. Da sie sich aber auch zugleich in die Rippen des Mustang bohrten, so ward dieser, durch den Schmerz ganz toll gemacht, bei jedem Sprunge noch wüthender, und es war sehr natürlich, daß er sein Aeußerstes that, um sich eines so grausamen Reiters zu entledigen.

Wie lange das Pferd dieses Spiel getrieben haben würde, ehe sein unfreiwilliger Quäler sich losgemacht hätte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Allein und auf den Prairieen wäre es für

jeden Reiter eine ziemlich schwierige und bedenkliche Sache gewesen.

Quackenboß fand jedoch einen mitleidigen Freund, der dem Mustang seinen Lasso um den Hals warf und dadurch dem Schauspiele ein Ende machte.

Zwölftes Kapitel.

Ein Liebender auf der Fährte.

Die durch Quackenboß und sein Pferd verursachte Verwirrung benutzend, sendete ich den Neger mit seinem interessanten Auftrage ab und erwartete mit nicht geringer Spannung das Ergebniß.

Von meinem Standpunkte auf dem Dache aus sah ich meinen Boten den Hügel ersteigen, das stolze Roß führen und Beide das große Thor der Hacienda passiren. Nicht lange darauf — fast sofort — kam der Neger *ohne* das Pferd wieder heraus.

Das Geschenk war also angenommen worden. So weit war Alles gut.

Ich zählte die Augenblicke, bis schwere Fußtritte sich auf der Escalera hören ließen und ein glänzend schwarzes Gesicht zum Vorschein kam.

Mein Bote brachte keinen Brief, keine weitere Botschaft als „mil gracias“.

Ich fühlte mich verletzt. Ich hatte einen förmlicheren Dank erwartet, als diese verbrauchte Redensart.

Mein Diener dagegen schien zufriedener zu sein. Eine goldene Onza funkelte in seiner schwarzen Hand.

„Wer hat Dir das gegeben?“ fragte ich.

„Ach, Massa Capitän, schönste Quadronin, die Nigger hat gesehen in sein Leben.“

Ohne Zweifel war Isolina selbst die Geberin! Ich hätte dem Hallunken seinen dicken Schädel einschlagen können, wenn das königliche Geschenk nicht einen Beweis von der Zufriedenheit gegeben hätte, mit der mein Geschenk aufgenommen worden war.

Selbst auf diesen geringfügigen Umstand baute ich meine Hoffnung, später auch noch selbst ein volleres Maaß des Dankes zu erhalten.

In diese Hoffnungen mich versenkend, fuhr ich fort, allein auf der Azotea hin- und herzugehen.

Es war eine dia de fiesta in der Rancheria. Die Glocken hatten schon angefangen zu läuten und auch andere Anstalten machten sich hörbar. Die Poblanas erschienen in ihrem besten Schmucke — die Indianerinnen in bunten Naguas und mit in das Haar geflochtenen rothen Fäden. Die Bewohner

der Ranchitos kamen auf die Plaza geströmt und von der Kirche wurden Prozessionen formirt.

Jaranas klimperten ihre guitarrenähnliche Musik und Feuerwerksapparate wurden an den Ecken der Gassen aufgestellt. Mit allerhand Flitterstaat bedeckte Heiligenbilder wurden auf den Schultern geschminkter Masken umhergetragen.

Man sah Pilatus und den römischen Hauptmann und den Heiland — ein abgeschmackter und unnatürlicher Anblick, und dennoch ein Schauspiel, welches man in einem mexikanischen Dorfe jede Woche sehen kann und welches mit nur geringen Abänderungen seit drei Jahrhunderten aufgeführt worden ist.

Ich hatte keine Augen für diese widerliche Fanfaronade eines entwürdigenden Aberglaubens.

Des Anblicks überdrüssig und des Lärmens müde, hatte ich Befehl gegeben, mein Pferd zu satteln, in der Absicht, auszureiten und auf den stillen Rasenplätzen des Chapparal Ruhe für meinen Geist zu suchen.

Während ich auf mein Pferd wartete, fiel mir ein Gegenstand in die Augen, welcher die Schläge meines Pulses beschleunigte. Mein Blick war schon lange nach einer einzigen Richtung hingewendet

gewesen — auf die Hacienda des Don Ramon de Vargas.

Gerade in diesem Augenblicke sah ich ein Pferd mit einem Reiter auf seinem Rücken aus dem Thore herauskommen und rasch den Hügel hinuntertraben.

Die schneeweiße Farbe dieses Pferdes und die scharlachrothe Manga des Reiters, welche beide gegen das Grün der umliegenden Landschaft abstachen, konnten selbst aus dieser Entfernung der Beobachtung nicht entgehen und meine Augen hafteten sofort an dem bunten Gegenstande.

Ich zögerte nicht, meinen Schluß zu ziehen.

Es war der weiße Hengst, den ich sah, und der Reiter — ich entsann mich der Manga, als mein Blick zuerst auf dieser schönen Gestalt weilte — der Reiter war Isolina.

Sie ritt den Abhang hinab, der sich von der Hacienda nach dem Flußthale hinabzog, und eine Minute später barg das dichte Laub der Platanen das glänzende Meteor meinem Blicke.

Ich bemerkte, daß sie einen Augenblick lang am Rande des Waldes Halt machte, und bildete mir ein, daß sie aufmerksam nach dem Dorfe herschaue. Die Straße aber, welche sie eingeschlagen, führte fast in der entgegengesetzten Richtung. Ich konnte kaum erwarten, bis mir mein Pferd gebracht ward. Mein

auf den Impuls des Augenblicks gefaßter Entschluß war, dem weißen Rosse und seinem scharlachrothen Reiter zu folgen.

Sobald ich einmal im Sattel saß, ritt ich schnell von der Plaza hinweg an den Yucca-Reihen vorbei, und setzte, sobald ich das Freie gewonnen hatte, mein Pferd in Galopp.

Mein Weg führte den Fluß hinauf durch ein ziemlich dichtes Gehölz von Gummi- und Baumwollenbäumen. An diesen hinauf rankte sich die Tillandsia, deren silberne Guirlanden, sich von Zweig zu Zweig streckend, die Sonne verhüllten und unter den Bäumen das Dunkel der Dämmerung herrschen ließen.

Mitten in einem dieser schattigen Bogengänge begegnete ich Jemandem oder überholte ihn. Ich sah, daß es ein mexikanischer Knabe war; die Dunkelheit aber und die Schnelligkeit, mit der ich ritt, hielten mich ab, etwas Weiteres zu bemerken.

Der Bube schrie mir Etwas nach, was aber durch die Hufschläge meines Pferdes übertäubt ward. Ich hielt es für irgend einen kindischen Witz und ritt, ohne darauf zu achten, weiter.

Erst als ich schon weit hinweg war, fiel mir ein, daß ich die Stimme und den Knaben kannte. Ich besann mich auf eine Art Laufburschen, der zu

der Hacienda gehörte und den ich mehr als ein Mal in der Rancheria gesehen. Zugleich gedachte ich der Mittheilung Wheatley's, und würde umgekehrt sein, um den Knaben auszufragen, wenn ich ihn nicht schon zu weit hinter mir gelassen hätte. Nachdem ich einen Augenblick lang nachgedacht, galoppirte ich weiter.

Bald gelangte ich an den Fuß des Hügels, auf welchem die Hacienda stand, und hier folgte ich, die Hauptstraße verlassend, einem am Fuße des Hügels hinführenden Reitwege. Bald gelangte ich an den Ort, wo ich den Gegenstand meiner Verfolgung zuletzt bemerkt. Die Hufspur des weißen Rosses leitete mich nun und ich ritt dieser nach in den Wald hinein.

Eine Strecke weit folgte sie einem häufig betretenen Pfade, einer Viehheerdenspur — plötzlich aber wich sie davon ab und zog sich in eine dichtbewaldete Niederung hinein, wo auch nicht ein Anschein von Weg vorhanden war. Die Spur fest im Auge behaltend, ritt ich weiter.

So wie ich weiter kam, ward das Gehölz dichter und der Weg immer schwieriger. Dichtes Unterholz von Geröhricht und Sabalpalmen versperrte den Weg und die Aussicht; sich über den Boden hinziehende Wurzeln bereiteten anderweite Hemmnisse,

während höher oben das Spalierwerk von Lianen, Bambus, Sarsaparilla und riesigen Weinranken mich nöthigte, mich fortwährend im Sattel zu bücken, um vorwärts zu kommen.

Zu meiner Ueberraschung bemerkte ich alles Dies. Zu welchem Zwecke konnte sie einen solchen Weg gewählt haben? War es in der That Isolina, die ich gesehen? Ein weißes Pferd und eine scharlachrothe Manga sind in Mexiko durchaus nicht ungewöhnliche Dinge. Vielleicht war sie es nicht gewesen. — Aber die Hufspur —

Ich stieg ab und untersuchte sie. Ich kannte sie auf den ersten Blick — es war die des edlen Rosses, und der Reiter konnte kein anderer sein als Isolina de Vargas.

Nicht länger zweifelnd, obschon mich immer noch wundernd, folgte ich der Spur. Eine halbe Meile lang oder noch weiter schlängelte sich der Weg durch dichtes Gehölz, bald um einen riesigen Baum biegend, bald rechts oder links sich wendend, um dem undurchdringlichen Netzwerk des Geröhrichts und der Lianen auszuweichen.

Endlich begann er sich aufwärts zu ziehen und ich bemerkte, daß ich einen Hügel hinaufritt. So wie ich weiter kam, ward die Waldung freier, wechselte hier und da mit kleinen grünen Plätzen ab;

die Bäume waren weniger stark und das Laubwerk leichter und dünner. Ich befand mich nicht mehr unter den schwerfälligen Stämmen des Platanus und Liquidambar.

Die Leguminosen waren hier die vorherrschenden Bäume und viele schönen Formen von Inga, Akazie und Mimosa wuchsen rings umher. Auch Myrthen mischten ihr Laubwerk mit wilden Linden, deren Zweige von blühenden Schmarotzerpflanzen durchflochten waren, wie zum Beispiel von dem kletternden Combretum, mit seinen langen, flammenähnlichen Trauben, von Convolvulus mit großen weißen Blüthen und der schönen zweiblättrigen Bauhinia.

Es war ein wilder Blumengarten — ein von der Natur selbst angelegtes Gewächshaus. Das durch die Fernsichten und freien Plätze schweifende Auge sah fast jede Form der Blüthe. Hier gab es die trompetenförmigen Bignonias — Convolvuli in herabhängenden Glocken und über ihnen dicht an langen Stengeln erhoben sich die prachtvollen Blüthen der Bromelia's — Aloë und Dasylirium.

Selbst an den Wipfeln der höchsten Bäume hingen bunte Blüthen, die von dem leichten Winde hin und her geweht wurden und ihren Glanz und Wohlgeruch mit den Epiphyten und Parasiten mischten, die sich um die Aeste herumschlangen.

Ich konnte nicht umhin, mir einzubilden, daß diese Blumen mit Leben begabt seien und während ihres kurzen, vergänglichen Daseins sowohl Freude als Schmerz empfänden. Die helle warme Sonne ist ihr Glück, während der kalte umwölkte Himmel sie mit Schmerz und Kummer erfüllt.

Während ich so weiter ritt, kam mir noch ein anderer Gedanke ein. Er ward dadurch erweckt, daß die Atmosphäre von angenehmen Düften durchhaucht war. Ueberdies bemerkte ich, daß derselbe leise Wind auf seinen Schwingen auch den süßen Gesang der Vögel weiter trug.

Welcher verleumderische Stubengelehrte hat behauptet, daß die Blumen dieses schönen Landes des Wohlgeruchs entbehren — daß seine Vögel, obschon prächtig gefiedert, nicht die Gabe des Gesanges besitzen?

Ach, lieber Büffon, trotz aller Deiner Beredsamkeit wird eine so ungegründete Behauptung Dich dereinst der Hälfte Deines Ruhms berauben. Du kannst einer Stanhopea, einem Epidendrum odoratum, einer Datura grandiflora mit ihrem Mantel von schneeweißen Blüthen nie auch nur auf zweihundert Schritte zu nahe gekommen sein. Du kannst Dich niemals in der Nähe der Pothospflanze, der Serbereae, der Tabernamontanae, der Callas, Eugenias,

Ocotas, Nyctagineas befunden haben — Du kannst niemals durch einen Chapparal von Akazien und Mimosen und Orchideen geritten sein, deren Nähe ganze Wälder mit duftigem Aroma erfüllt.

Und ferner, lieber Büffon, kannst Du auch niemals die unvergleichliche Melodie des Spottvogels gehört haben — den volltönenden, reizenden Gesang der blauen Amsel — das herrliche Gezwitscher der Silvias, Finken und Tanager, welche die amerikanischen Wälder nicht blos mit ihren prachtvollen Farben schmücken, sondern sie auch von ihrem nie verstummenden Gesange widerhallen lassen.

Nein, lieber Büffon, Du kannst niemals den Wohlgeruch dieser Blumen eingesogen, oder den Melodieen dieser süßen Sänger gelauscht haben, und traurig war es von Dir, eben so albern als traurig, dem Vorurtheile eines schwachen Gemüthes nachzugeben und die Existenz dieser Dinge zu leugnen. Beide existiren — die singenden Vögel und die duftigen Blumen — beide existiren, Du aber schon längst nicht mehr!

Ich verweilte bei diesen Betrachtungen nur einen Augenblick lang. Sie waren blos die natürlichen Eindrücke der mich umgebenden Gegenstände — vorübergehende Empfindungen, die fast augenblicklich wieder in den Hintergrund traten. Die von

Liebe umnachtete Seele hat weder Auge noch Ohr für etwas Anderes, als den Gegenstand ihrer Leidenschaft. Nur die Betrachtung dieses gewährt ihr Vergnügen und selbst die schönsten Bilder der Natur können ihr vorgeführt werden, ohne sonderlich beachtet zu werden. Nur der Umstand, daß die Umgebung, die ich hier fand, von so überschwenglicher, paradiesischer Schönheit war, bewog mich, sie mit augenblicklicher Bewunderung zu betrachten.

Bald aber kehrten meine Augen zur Erde zurück und nahmen abermals die Spur des weißen Pferdes auf. So ritt ich weiter.

Ich hatte nun beinahe die Höhe des Hügels erreicht. Die Spuren waren noch ganz frisch. Die Aeste, welche von den Flanken des Pferdes berührt worden, hatten noch nicht aufgehört zu vibriren, der Reiter konnte nicht weit voraus sein. Ich glaubte, die Hufschläge seines Rosses zu hören.

Schweigend ritt ich weiter und erwartete jeden Augenblick, den Schimmer der scharlachrothen Manga oder das weiße Roß zu erblicken. Noch einige Schritte, und Beide fielen mir durch die federähnlichen Blätter der Mimosen glitzernd in die Augen. Ich war der richtigen Spur gefolgt. Der Reiter war Isolina.

Ich sah, daß sie Halt gemacht hatte. Sie hatte den Gipfel des Hügels erreicht, wo die Waldung

aufhörte. Statt dieser sah man hier einen freien Platz von ungefähr einem Acker Flächeninhalt und von allen Seiten von dem blumenreichen Walde eingeschlossen. Man hatte von hier die Aussicht auf das umliegende Land — denn der Hügel war ein ziemlich hoher — während der reizende Platz selbst sich vollkommener Ruhe und Abgeschlossenheit erfreuete.

Auf diesem Platze hatte sie Halt gemacht und saß schweigend im Sattel, wie um sich an dem Gesange der Vögel, dem Summen der Bienen und dem Wohlgeruche der Blumen zu ergötzen.

Ich machte ebenfalls Halt und verharrte einige Augenblicke lang in einem Zustande von Ungewißheit, ob ich weiter reiten oder umkehren sollte. Ein Gefühl von Scham hatte sich meiner bemächtigt und ich glaube, ich würde mein Pferd herumgelenkt und mich leise wieder hinweggestohlen haben, wenn ich nicht in diesem Augenblicke gesehen hätte, daß die schöne Reiterin Etwas aus ihrem Busen zog, was im Sonnenscheine funkelte.

Es war eine Uhr und sie schien nach der Stunde zu sehen.

Ich bemerkte, daß sie mit dem Ausdrucke der gespannten Erwartung über die Wipfel der niedrigen Bäume hinweg nach der Ebene hinunterschaute.

Dieser Umstand berührte mich, so geringfügig er auch erscheinen mochte, doch schmerzlich.

Es war mir, als ob ein glühender Stahl mein Herz durchbohrte. Ich war meinem Verderben entgegen geritten — ich war Isolina gefolgt, um bei ihrer verabredeten Zusammenkunft mit einem Andern gegenwärtig zu sein.

Nur auf diese Weise konnte ich mir ihren einsamen Ritt und auf einem so schwierigen Umwege — nur so konnte ich mir den oft wiederholten gespannten Blick und das aufmerksame Lauschen erklären. Ohne Zweifel lauschte sie den Tritten eines Anbeters entgegen!

Die Zügel entsanken meiner Hand. Ich saß unentschlossen im Sattel — ich athmete kaum — mein Herz ward immer kälter und matter — die Vögel verhöhnten mich — die Papageien kreischten seinen Namen — die Aras riefen in heiserem Einklang Ijurra.

Der Name rüttelte mich wieder auf, so wie Blut die Sehnen des Tigers stählt. Wiederum raffte ich den Zügel zusammen, meine Füße stellten sich in den Steigbügeln fest und Herz und Arm schwollen zu ihrer vollen Kraft. Nur ein leichter Säbel hing an meiner Seite — doch gleichviel. Vielleicht war mein Gegner auch nicht besser bewaff-

net; aber selbst wenn er vom Scheitel bis zur Zehe bewaffnet gewesen wäre, hätte ich ihn doch nicht gefürchtet. Drei Leidenschaften — Haß, Eifersucht und Rache — liehen meinem Arme dreifache Kraft und ich fühlte mich des Sieges sicher. Ja, es war mir in diesem Augenblicke zu Muthe, als ob ich meinen verhaßten Nebenbuhler mit der nackten Hand hätte erschlagen können.

Ich trug mich nicht länger mit Bedenklichkeiten in Bezug auf Etikette. Nein, dieses Ungeheuer war mir Genugthuung — es war mir sein Leben schuldig. Er hatte mich um das meine zu bringen gesucht und nun war das seine meiner Rache verfallen. Auf diesem Platze — vor ihren Augen — sollte er sterben, oder ich selbst das Opfer werden. Beide durften wir nimmermehr diesen Platz lebendig verlassen.

„O, möge er kommen, so lange mein Blut noch heiß und meine Hand bereit ist, den Streich zu führen!"

Die sich in mir regenden Gedanken mußten nicht ohne eine gewisse Einwirkung auf mein Pferd sein, denn in diesem Augenblicke warf es den Kopf empor und wieherte wild. Eine Antwort erscholl wie ein Echo von dem freien grünen Platze, und einen Augenblick darauf rief eine laute Stimme:

„Hola! quien va?“

Verbergen war nicht länger möglich. Ich sah, daß ich bemerkt ward, und mein Pferd auf den freien Platz hinausspornend, hielt ich plötzlich Isolina gegenüber.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Erklärung zu Pferde.

Ich hielt meiner schönen Brünette gegenüber.

Ihre Augen fielen mit dem Ausdrucke der Ueberraschung auf mich.

Ich fühlte mich durch diesen Blick eingeschüchtert — mein Benehmen war nicht in der Ordnung.

Ich besann mich auf eine Entschuldigung.

Aber womit konnte ich diese Zudringlichkeit entschuldigen?

Mit dem Zufalle?

Dies hätte sie nicht geglaubt — Zeit und Ort waren gegen eine solche Voraussetzung.

Einer Intelligenz wie der ihrigen gegenüber wäre es vergeblich gewesen, von einem so unhaltbaren Vorwande Gebrauch zu machen.

Nein, ich wollte mich nicht verstellen — ich wollte keck die Wahrheit gestehen. Die Eifersucht machte mich blind gegen alle Folgen.

„Adios, cavallero," sagte sie, meine schnellen Gedanken unterbrechend. „Carrambo! wo ist Euer Führer? Wie habt Ihr diesen Ort gefunden?"

„Sehr leicht, Sennorita; ich folgte den Spuren Eures Pferdes."

„So bald aber hätte ich Euch nicht erwartet —"

„Nein — Ihr erwartetet einen Andern."

„Allerdings. Ich glaubte, Cyprio müßte vor Euch —"

„Cyprio!"

„Cyprio — ja, Cyprio."

„Sennorita, wenn dies ein anderer Name für Euren vielgestaltigen Cousin ist, so muß ich sagen, daß es besser für ihn sein wird, wenn er gar nicht kommt."

„Für meinen Cousin? Es wäre besser, wenn er nicht käme? Heilige Dreieinigkeit, Capitan! Ich verstehe Euch nicht."

Ihre großen braunen Augen rollten verwundert hin und her.

Ich war eben so verblüfft als sie, aber ich hatte meine Erklärung begonnen und war entschlossen, sie zu Ende zu führen.

„Nun gut, Sennorita de Vargas, ich werde mich deutlicher erklären. Wenn Raphael Ijurra auf diesem Platze hier erscheint, so verläßt entweder er oder ich ihn nicht lebendig. Er hat mir nach dem Leben getrachtet und ich habe geschworen, ihn umzubringen, wann und wo auch immer ich ihm begegnen möge."

„Bittet den Himmel, daß Ihr Euern Schwur haltet."

„Euern Cousin soll ich tödten?"

„Ja, meinen Cousin — Raphael Ijurra — meinen ärgsten Feind — den entsetzlichsten Feind unsers Hauses!"

„Ha! ist er es nicht, den Ihr hier erwartet?"

„Wie? Ich soll Raphael Ijurra erwarten! Ha, ha, ha! Nein. So wenig ich auch an Schüchternheit oder Furchtsamkeit leide, so würde ich doch nicht wünschen, mit Raphael Ijurra hier allein zu sein."

„Sennora! Ihr setzt mich in Erstaunen; darf ich Euch bitten, Euch näher zu erklären und —"

„Por dios! tapferer Capitan, „die Reihe des Erklärens ist an Euch. Ich suchte diese Unterredung, um Euch für Euer erhabenes Geschenk zu danken, und Ihr kommt mit Zorn in Euerm Auge und bittern Worten auf Eurer Zunge!"

„Ihr suchtet diese Unterredung? — sagt Ihr das wirklich, Sennora?“

„Ganz gewiß. Aus Gründen, die Euch bereits bekannt sind, wagte ich nicht, Euch in unser Haus einzuladen, und habe daher diese schöne Waldwiese zu meinem Empfangszimmer gewählt. Wie gefällt es Euch hier, Cavallero?“

„Eure Gesellschaft, Sennorita, würde mir den rauhesten Ort zu einem Paradiese machen.“

„Da spricht schon wieder der Poet aus Euch. Ach, Capitan, denkt an den gelben Domino! Keine Schmeichelei mehr, wenn ich bitten darf. Wir sind jetzt nicht mehr maskirt. Auge in Auge laßt uns offen und redlich gegen einander sein.“

„Von ganzem Herzen nehme ich die Bedingungen an. Aufrichtigkeit ist eben das, was ich wünsche, denn ich kam, die Wahrheit zu sagen, auf ein Geständniß vorbereitet.“

„Auf ein Geständniß?“

„Ja wohl. Da Ihr aber als Freundin und Vertheidigerin der Aufrichtigkeit auftretet, so darf ich wohl erst eine Frage an Euch thun.“

„Hoho! Wünscht Ihr vielleicht meinen Beichtvater zu spielen?“

„Allerdings, Sennorita.“

„Bravo, Capitan! fangt an! Ich werde der strengsten Aufrichtigkeit gemäß antworten.“

„Nun dann, Sennorita, möchte ich fragen, wer ist dieser Cyprio, den Ihr erwartetet?“

„Cyprio? Ha, ha, ha! Wer soll Cyprio anders sein, als mein Mozo, derselbe, der Euch meine Botschaft überbrachte? Warum stellt Ihr diese Frage?“

„Der mir Eure Botschaft überbrachte?“

„Ja wohl. Da kommt der Muchacho selbst. Hollah, Cyprio! Du kannst nach Hause zurückkehren!“

„Carrambo, Capitan, Ihr müßt Euch Beide sehr beeilt haben. Ich erwartete Euch erst in etwa einer halben Stunde, aber Ihr Soldaten seid bald im Sattel. Um so besser aber, denn es wird spät und ich habe Euch viel zu sagen.“

Mir ging ein Licht auf. Es war Cyprio, an welchem ich in dem düstern Walde vorüber gekommen war. Der Knabe war Ueberbringer einer Botschaft — deßhalb hatte er mich angerufen. Ich war es, der hier erscheinen sollte — ich war es, um dessen willen nach der Uhr gesehen worden war — dem diese harrenden Blicke gegolten hatten! Die bittern Augenblicke waren vorüber und mein Herz schwoll wiederum von stolzen, angenehmen Gefühlen.

Noch wußte sie nicht, daß ich unaufgefordert gekommen war.

Cyprio hatte sich auf ihren Befehl entfernt, ohne irgend eine Antwort zu geben, und mein schnelles Erscheinen an Ort und Stelle war daher noch unerklärt.

Ich stand im Begriffe, nähere Aufschlüsse darüber zu geben und mich wegen meines schroffen Benehmens zu entschuldigen, als ich zu dem Geständnisse aufgefordert ward, welches ich so eben versprochen.

Geringfügigere Gedanken traten vor dem wichtigen Vorsatze, an den ich auf diese Weise erinnert ward, in den Hintergrund. Eine so günstige Gelegenheit bot sich vielleicht niemals wieder dar. In dem wechselvollen Leben eines Soldaten darf die Gelegenheit, die sich heute darbietet, nicht unbeachtet bleiben — der morgende Tag schon führt vielleicht eine Aenderung in der Umgebung oder den Umständen herbei und ich war, was Liebesangelegenheiten betraf, erfahren genug, um zu wissen, daß auf eine einzige unbenutzte Stunde oft ein ganzes Leben der Reue folgt.

Doch ich thue meinem Charakter gewisser Maßen Unrecht. Ich stand in diesem Augenblicke nur wenig unter dem Einflusse einer so schlauen Ueberle-

gung. Ich handelte nicht mit bewußtem Willen, sondern gab vielmehr dem Drängen einer Leidenschaft nach, welche meinen Willen vollständig beherrschte und mich zu der Erklärung zwang, die ich im Begriff stand zu machen.

Sie war sehr einfach — drei kleine Worte in einer der anmuthigen Sprachen, in welchen wir einander verstanden. Ich wählte die, welche mehr als irgend eine andere geeignet ist, die Gedanken des liebenden Herzens auszusprechen, und mich tief zu dem schönen Antlitz herabneigend und in die flüssigen Tiefen dieser großen Augen schauend, flüsterte ich die inhaltschweren, obschon oft wiederholten Worte:

„Yo te amo.“

Die Worte zitterten auf meinen Lippen, aber ihr Ton bewies die Aufrichtigkeit, mit welcher ich gesprochen. Ohne Zweifel beurkundete sich dieselbe anch noch durch die Innigkeit meines Wesens, während ich ihre Antwort erwartete.

Das gewohnte Lächeln war von ihren Lippen gewichen, die Röthe ihrer Wangen ward dunkler; die langen Wimpern senkten sich und verhüllten halb die darunter glühenden Augensterne. Das Antlitz des heiteren Mädchens hatte plötzlich die ernste Miene der Weiblichkeit angenommen.

Anfangs erschrak ich über diesen Ausdruck und

konnte meine Empfindungen kaum beherrschen, die tieferröthende Wange aber, der rosige Hals, der schwellende, klopfende Busen flößten mir neue Hoffnung ein.

Gewaltige Bewegungen rührten sich in dieser Brust. O, welche Bewegungen! Wird sie nicht sprechen? Wird sie nicht diesen Bewegungen Worte leihen?

Es trat eine lange Pause ein — mir schien es eine Ewigkeit zu sein.

„Sennor," sagte sie endlich — es war das erste Mal, daß ich diese Stimme zittern hörte — „Sennor, Ihr verspracht mir, offen zu sein — Ihr seid es gewesen. Meint Ihr es aber auch eben so redlich?"

„Ich habe aus meinem innersten Herzen gesprochen."

Die langen Wimpern hoben sich wieder und das Licht der Liebe schimmerte aus ihren schwimmenden Augen. Einen Augenblick lang brannte es ruhig und gleichmäßig, und benetzte mein Herz wie mit Balsam. Der Himmel selbst hätte keinen hellern Strahl auf meinen Geist herabsenden können.

Plötzlich spielte in ihren Zügen ein Lächeln, in welchem ich die heitere insouciance, welche aus der Gleichgültigkeit hervorgeht, entdeckte oder zu entdecken

glaubte. Für mich war dies abermals ein Augenblick des Schmerzes. Sie fuhr fort:

„Und darf ich fragen, Capitan, was Ihr von mir verlangt?“

Ich ward verlegen und antwortete nicht.

„Verlangt Ihr von mir ebenfalls die Erklärung, daß ich Euch liebe?“

„O, Ihr könnt nicht — Ihr —“

„Ihr habt mich ja noch nicht gefragt.“

„Nein, Sennora, ich fürchtete die Antwort.“

„O was für ein Feigling seid Ihr doch seit einiger Zeit geworden! Wie schade, daß ich nicht maskirt bin. Soll ich diesen Schleier überwerfen? Ha! ha! ha!“

Das war nicht das Wesen der Liebe. Die Liebe lacht nicht. Mein Herz war schwer. Ich gab keine Antwort, sondern saß, die Augen auf den Boden heftend, in meinem Sattel wie ein Verurtheilter.

Einige Augenblicke lang schlug ihr Gelächter mit wie ich glaubte spöttischem Ausdruck an mein Ohr. Die süße Silberstimme berührte mein Herz unangenehm. O daß ich ihrem Sirenengesange niemals gelauscht hätte!

Ich hörte den Hufschlag ihres Pferdes, und als ich aufblickte sah ich, daß sie sich von der Stelle hin-

weg bewegte. Wollte sie mich auf diese Weise verlassen?

Sie sprengte nach der Mitte des Platzes, wo der Boden höher war, und machte hier wieder Halt.

„Kommt hierher, Cavallero!" rief sie, indem sie mir mit ihrer kleinen beschuheten Hand winkte.

Unwillkürlich ritt ich ihr nach.

„Also, tapferer Capitan, Ihr, der Ihr Muth genug besitzt, um es mit zwanzig Feiglingen aufzunehmen, habt nicht einmal den Muth, ein Mädchen zu fragen, ob sie Euch liebt?"

Ein wehmüthiges, verlegenes Lächeln war meine einzige Antwort auf diese muthwillige Anrede.

„Ach, Capitan," fuhr sie fort, „ich mag es nicht glauben. Ihr habt diese Frage schon gethan, oft — ich fürchte zu oft."

Ich sah sie mit Ueberraschung an. Es lag ein gewisser Anflug von Bitterkeit in ihrem Tone.

Das heitere Lächeln war verschwunden, ihre Augenlider senkten sich, ihr Blick war auf den Boden geheftet.

War dies Wirklichkeit oder blos Verstellung? das Vorspiel zu irgend einem schroffen Gegensatze? zu einem neuen Ausbruche von Hohn und Spott?

„Sennorita,“ sagte ich, „die Frage, ob ich es redlich oder nicht redlich meine, kann nur wenig Interesse für Euch haben.“

Sie antwortete mir mit einem seltsamen Lächeln. Ich glaubte einen wehmüthigen Ausdruck darin wahrzunehmen. Ich glaubte —

„Geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen,“ sagte sie, meine Gedanken unterbrechend; „nein, nein, nein! halten wir uns an die Gegenwart. Sagt mir noch einmal — sagt mir noch einmal, daß Ihr mich liebt.“

„Daß ich Euch liebe? Ja, Sennora —“

„Und mir gehört Euer Herz, Euer *ganzes* Herz?“

„Niemals — niemals kann ich eine Andere lieben.“

„Dank! Dank!“

„Nichts weiter als Dank, Isolina?“

Einige Augenblicke lang schwieg sie und hielt ihre Augen von mir abgewendet. Sie schien mit einer innern Bewegung zu kämpfen.

„Ja, mehr als Dank,“ antwortete sie endlich, „noch drei andere Dinge — wenn diese hinreichen, meine Dankbarkeit zu beweisen.“

„Nennt sie.“

„Warum soll ich mir durch Ziererei die Zunge binden lassen? Ich versprach Euch, aufrichtig zu sein. Auch ich kam hierher, um ein Geständniß zu thun. Hört mich an. Drei Dinge will ich Euch bieten, habe ich gesagt. Schauet um Euch — Nord, Süd, Ost und West — das Land, welches Ihr seht, ist mein und es soll auch Euer sein, wenn Ihr wollt."

„Isolina!"

„Auch dies da kann ich verschenken," fuhr sie fort, indem sie mir ihre kleine Hand bot, die ich mit glühender Bewegung ergriff.

„Und das Dritte?"

„Das Dritte kann ich, wenn ich mir's recht überlege, eigentlich nicht mehr geben, weil es Euch schon gehört."

„Es ist —"

„Mia corazon" (mein Herz.)

Die herrlichen Rosse schienen gleich mit Verstand begabten Geschöpfen zu begreifen, was gesprochen ward. Sie hatten sich allmählig einander immer mehr genähert, bis ihre Schnauzen sich berührten und die stählernen Gebisse an einander klirrten.

Bei den letzten Worten stellten sie sich neben

einander, wie an einen Wagen gespannt, um ihre stolzen, schwellenden Flanken an einander zu drücken, während ihre Reiter sich umschlangen und ihre Lippen zu jenem heißen, wilden Kusse vereinigten, welcher den Gipfelpunkt der Liebe bildet.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Spur abgewichen.

Auf der Höhe des Hügels trennten wir uns — es war nicht gerathen für uns, bei einander gesehen zu werden. Isolina ritt daher zuerst fort und ließ mich auf dem Platze zurück.

Wir nahmen mit jener angenehmen, verheißungsvollen Redensart „hasta la mañana“ (auf morgen) Abschied von einander.

Morgen wollten wir uns wieder treffen. Morgen und morgen wollten wir diesen süßen Ort besuchen, unsere glühenden Worte wiederholen, unsere wonnigen Gelübde erneuen.

Ich blieb einige Minuten auf dem nun geheiligten Platze allein zurück. Der Tumult der triumphirenden Leidenschaft in meinem Innern war vor-

über, und auf ihn folgte die Ruhe vollkommener Zufriedenheit. Die Sehnsucht meines Herzens war befriedigt — es hatte Alles gefunden, was es wünschte — selbst die volle Gegenseitigkeit einer Leidenschaft.

Was wollte es mehr? Eine höhere irdische Glückseligkeit giebt es nicht. Das Leben bietet Nichts, was erwiderte Liebe aufzuwiegen vermöchte. Diese allein kann uns einen Vorschmack von künftigen Freuden geben; nur nach ihr können wir uns einen Begriff von der Existenz der Engel im Himmel machen.

Die Außenwelt stand mit meinem Innern in Einklang.

Alles um mich her war rosenfarben. Die Blumen schienen frischer zu erblühen und einen süßern Wohlgeruch auszuhauchen. Das Summen der mit Schätzen für ihre Königin beladenen nach Hause eilenden Biene schlug sanft träumerisch an mein Ohr. Die Stimmen der Vögel klangen weicher und melodischer. Sogar die Aras und Papageien schrieen gedämpfter und nannten nicht mehr jenen verhaßten Namen, und die kleinen mexikanischen Tauben — las palomitas, kaum so groß wie Finken — gingen mit stolzem Schritt auf dem Boden umher oder saßen neben einander auf den Zweigen der Myrthen — gleich Symbolen zärtlicher Liebe, und erzählten

die Geschichte ihres Herzens unter weichem, liebendem Girren.

Lange hätte ich noch auf diesem geweiheten Orte weilen können, selbst hasta la mañana, aber die Pflicht rief mich und ihr Ruf durfte nicht unbeachtet bleiben. Schon warf die untergehende Sonne purpurne Strahlen über die Prairie, und mein Pferd den Hügel hinablenkend, vertiefte ich mich wieder unter die Schatten der Mimosen. In mein Glück versunken, achtete ich auf Nichts weiter — nicht einmal auf Weg oder Pfad.

Hätte ich mein Pferd sich selbst überlassen, so würde es wahrscheinlich den rechten Weg eingeschlagen haben; in meiner Träumerei aber hatte ich, vielleicht ohne es zu wollen, den Zügel angezogen und es dadurch von dem rechten Wege abgelenkt.

Doch mochte dem sein, wie ihm wollte, so sah ich mich nach einiger Zeit mitten im dichten Walde ohne die mindeste Spur, nach welcher ich mich hätte richten können, und ich wußte nicht, ob ich die rechte Richtung verfolgte. Ich sollte vielmehr sagen, daß ich das Gegentheil wußte; sonst hätte ich schon längst das freie Feld in der Nähe des Dorfes erreichen müssen.

Ohne weiter viel darüber nachzudenken, schlug ich eine neue Richtung ein und ritt eine Zeitlang

fort, ohne auf eine Spur zu stoßen. Dies machte mich abermals zweifelhaft und ich kehrte wieder um, aber wieder ohne Erfolg.

Ich war in einer Waldebene, aber ich konnte keinen Weg finden, der irgend wohin geführt hätte, und in dem Unterholze der Palmettos konnte ich in keiner großen Entfernung mich umschauen. Ohne Zweifel war ich weit von dem richtigen Wege abgewichen.

Wäre es noch früh am Tage gewesen, so würde mich dies weiter nicht beunruhigt haben; aber die Sonne war jetzt untergegangen und im Schatten der mit Moos bedeckten Bäume war es beinahe schon finster.

In wenigen Minuten ward es völlig Nacht, und aller Wahrscheinlichkeit nach war ich genöthigt, sie in dem Walde zuzubringen — eine keineswegs angenehme Aussicht, und zwar um so weniger, als ich nur leicht gekleidet und hungrig war.

Allerdings konnte ich einige Stunden in süßem Nachdenken über das angenehme Ereigniß des Tages zubringen — ich konnte rosige Träume träumen — aber leider steht die Seele auf beklagenswerthe Weise unter dem Einflusse des Körpers. Das Geistige muß stets dem Physischen weichen und selbst die Liebe fällt

dem gemeinen, prosaischen Triebe des Hungers zum Opfer.

Ich begann zu fürchten, daß ich eine ziemlich schlimme Nacht haben würde. Jedenfalls war ich zu hungrig, um nachzudenken; es war zu kalt, um zu schlafen oder zu träumen, und überdies mußte ich mich darauf gefaßt machen, bis auf's Hemd durchnäßt zu werden, denn der Regen hatte schon begonnen in großen schweren Tropfen zu fallen.

Nach einem abermaligen erfolglosen Versuche, auf eine Spur zu stoßen, hielt ich mein Pferd an und horchte. Meine Augen nützten mir jetzt Nichts mehr, vielleicht leisteten mir die Ohren bessere Dienste.

Und so geschah es auch. Der Knall eines Büchsenschusses schlug daran, welcher in einer Entfernung von einigen hundert Schritten im Walde abgefeuert worden zu sein schien.

Wenn ich berücksichtigte, daß ich hier auf feindlichem Boden war, so konnte ein solcher Klang mich in Unruhe versetzen; ich hörte aber gleich an dem scharfen peitschenähnlichen Knall, daß das Gewehr eine Jagdbüchse war, und kein Mexikaner hatte je ein Gewehr dieser Art geführt. Ueberdies hatte ich gleich nach dem Schusse einen dumpfen Schlag gehört, als als ob ein schwerer Körper aus ziemlicher Höhe auf den Boden herabfiele. Ich war genug

Jäger, um die Bedeutung dieses Geräusches zu kennen — es war das Wild — Vogel oder vierfüßiges Thier — welches, von der Kugel getroffen, gefallen war.

Ein Amerikaner mußte diesen Schuß abgefeuert haben. Aber wer? Unter den Freischärlern befanden sich nur drei oder vier, welche die Jagdbüchse führten — eine von der gewöhnlichen Dienstmuskete ganz verschiedene Waffe. Es waren dies alte Hinterwäldler, welchen man in dieser Beziehung ihren Willen gelassen. Vielleicht war es einer von diesen.

Ohne Zögern lenkte ich mein Pferd nach der Stelle und ritt so rasch, als das Unterholz mir gestattete. Ganz gewiß mußte ich an dem Orte, wo der Schuß gefallen war, vorbei sein und dennoch sah ich Niemanden. Gerade aber, als ich wieder Halt machen wollte, vernahm ich hinter mir eine wohlbekannte Stimme, welche die Worte rief:

„So wahr ich lebe — es ist der Capitain!"

Ich drehete mich herum und sah meine beiden Freunde, die Trapper, aus dem Gebüsche heraustreten, in welchem sie sich vorsichtiger Weise versteckt, als sie die Hufschläge meines Pferdes vernommen hatten.

Rube trug auf seinen Schultern einen großen Truthahn — das Wild, welches ich hatte fallen hö-

ren — während ich auf Garey's Rücken die ausgewählten Stücken eines Rehes gewahrte.

„Ihr habt gut fouragirt," bemerkte ich, als sie herankamen.

„Ja, Capitain," entgegnete Garey, „wir brauchen keine Rationen. Nicht als ob Eure Leute uns Nichts zu essen angeboten hätten, aber Ihr wißt wohl, wir konnten es nicht mit Ehren annehmen, da wir versprochen hatten, selbst für uns zu sorgen."

„Ja wohl!" setzte Rube hinzu, „wir sind freie Männer des Gebirges und wollen Niemandem zur Last fallen."

„Und, Capitain," fuhr Garey fort, „auch für Euch scheint es in jenem Dorfe nicht viel zu schmausen zu geben. Wenn Ihr daher den Truthahn und eine von diesen Rehkeulen annehmen wollt, so bleibt für Rube und mich noch genug übrig — nicht wahr, Rube?"

„Und ob!" war die lakonische Antwort.

Ich nahm das Anerbieten der Jäger mit Freuden an, denn, die Wahrheit zu gestehen, der Speisezettel des Dorfes wußte von solchen Delikatessen wie wilder Truthahn oder Wildpret kein Sterbenswörtchen — und nachdem ich meine Zustimmung und meinen Dank ausgesprochen, verließen wir sämmtliche Drei den Platz.

Da ich nun die Trapper zu meinen Führern hatte, so mußte ich sehr bald auf den rechten Weg kommen.

Auch sie befanden sich auf dem Rückwege nach dem Posten. Sie waren schon seit Mittag in dem Walde gewesen. Beide waren zu Fuße und hatten ihre Pferde in der Rancheria zurückgelassen.

Nachdem wir uns ungefähr eine halbe Meile weit unter den Bäumen hindurch geschlängelt, kamen wir auf einen schmalen Weg heraus. Hier waren meine Begleiter, welche die Umgegend noch nicht genau kannten, eben so unschlüssig als ich, und wußten nicht, welche Richtung sie einschlagen sollten. Es war stockfinster, doch blitzte es zuweilen wie in der vorigen Nacht. Nicht wie in dieser aber regnete es jetzt, als ob alle Schleußen des Himmels sich geöffnet hätten, und wir waren alle Drei bis auf die Haut durchnäßt.

Der ganze Himmel war schwarz, ohne einen einzigen hellen Streifen — ohne einen einzigen Stern. Wer konnte in einer solchen Nacht die rechte Richtung finden?

Beim Leuchten des Blitzes sah ich Rube sich auf die Straße niederbeugen. Er schien die Spuren zu untersuchen. Ich bemerkte, daß es Räderspuren waren — tiefe Gleise — offenbar von den plumpen

Blockrädern einer Carreta herrührend. Diese Spuren waren es, welche der Trapper untersuchte.

Fast eben so schnell wie Jemand die Aufschrift an einem Wegweiser gelesen haben würde, richtete Rube sich wieder empor und rief:

„Nun weiß ich es — hierher!“ und ging auf dem Wege weiter voran. Ich war neugierig, zu wissen, wie er sofort die Sache ermittelt hatte, und fragte ihn.

„Na seht, junger Freund, es ist die Spur von einem mexikanischen Karren, und Jeder, der jemals ein solches Ungeziefer gesehen hat, weiß, daß es blos zwei Räder hat. Hier aber sind vier Spuren und deßhalb muß der Karren auf demselben Wege wieder zurückgefahren sein, denn ich sah, daß es dieselben Räder waren. Daraus läßt sich mit Gewißheit schließen, daß die Rückspur nach den Niederlassungen führt, und dies ist diese Richtung.“

„Aber wie konntet Ihr wissen, welches die Rückspur war?“

„Na, das ist ja so leicht als wie man von einer Bank fällt. Die Rückspur ist um ein paar Stunden frischer als die andere.“

Ich dachte über den merkwürdigen Instinkt nach, welcher unsern Führer in den Stand setzte,

solche Spuren zu unterscheiden und ritt schweigend, weiter.

Kurz darauf hörte ich wieder Rube's Stimme, welcher uns einige Schritte voraus war.

„Ich hätte den Weg auch ohne die Räderspuren gefunden," sagte er. „Nur ward die Sache dadurch um so gewisser."

„Aber wie?" fragte ich. „Welchen andern Aufschluß hattet Ihr noch?"

„Das Wasser," entgegnete er. „Ihr seht doch oder Ihr könntet sehen, wenn Ihr in die Gleise gesehen hättet, daß es in dieser Richtung läuft. Hört Ihr das?"

Ich horchte. Ich vernahm deutlich das Geräusch von fließendem Wasser, als ob ein kleiner Bach durch ein holperiges Felsenbett rauschte.

„Ja — ich höre es."

„Nun sehet," fuhr der Trapper fort, „das ist ein durch den Regen entstandener Gießbach. Wir folgen ihm abwärts und müssen daher zu dem Flusse kommen, gerade da, wo wir hinwollen. Sind wir einmal dort, so werden wir den Weg schon weiter finden. Wie aber dieser verwünschte Regen herabstürzt! Er könnte eine Wasserratte ersäufen."

Das Ergebniß bewies, daß die Folgerungen des Trappers richtig waren. Das Straßenwasser

lief in der Richtung, welche wir eingeschlagen, und kurz darauf schoß der rauschende Bach unter dem Gebüsche heraus quer über unsern Weg, den er in einem spitzen Winkel durchschnitt. Wir sahen jedoch, während wir durch den ziemlich angeschwollenen Bach wadeten, daß die Strömung ziemlich dieselbe Richtung nahm, wie unsere Straße, welche uns daher sicherlich an den Fluß führte.

Dies war auch der Fall. Eine halbe Meile weiter erreichten wir das Ufer und damit zugleich die nach der Rancheria führende große Straße.

Nach wenigen Minuten erreichten wir die äußerste Grenze des Dorfes, wo wir alle Drei durch den Werda-Ruf der Schildwache bewogen wurden, stehen zu bleiben.

„Gut Freund," entgegnete ich; „seid Ihr es, Quackenboß?"

Ich hatte die Stimme des Soldaten-Botanikers erkannt und sah ihn beim Scheine des Blitzes am Stamme eines Baumes stehen.

„Halt! Gebt die Parole!" lautete die Antwort in festem, entschiedenem Tone.

Ich wußte das magische Wort nicht! Beim Fortreiten hatte ich nicht daran gedacht und begann mich auf einige Ungelegenheit gefaßt zu machen.

Indessen beschloß ich, die Schildwache auf die Probe zu stellen.

„Ich weiß die Parole nicht. Ich bin es, Quackenboß — ich bin —"

Ich nannte meinen Namen und Rang.

„Das geht mich Alles Nichts an," lautete die etwas mürrische Antwort. „Ohne die Parole könnt Ihr nicht passiren."

„Ihr verdammter Narr, es ist ja Euer Capitain!" rief Rube ärgerlich.

„Das kann wohl sein," entgegnete die unerschütterliche Schildwache; „ich kann ihn aber einmal ohne Parole nicht passiren lassen."

Ich sah nun, daß wir uns in einem wirklichen Dilemma befanden.

„Laßt den Corporal von der Wache oder einen der beiden Lieutenants holen," schlug ich vor, in der Meinung, daß dies der kürzeste Ausweg sein würde.

„Ich habe Niemanden zum Schicken," entgegnete die mürrische Stimme des Botanikers aus der Finsterniß heraus.

„Nun dann will ich gehen," entgegnete Garey schnell, denn er glaubte in seiner Unschuld, es könne kein Grund vorhanden sein, weßhalb nicht er die Botschaft überbringen sollte, und indem er sprach,

that er zugleich ein paar Schritte auf die Schildwache zu.

„Halt!" donnerte Quackenboß; „halt! noch einen Schritt und ich schieße Euch nieder!"

„Was, von Niederschießen spricht er?" kreischte Rube vorspringend. „Ihr wollt ihn niederschießen, wie? Ihr verwünschter Maulthierkopf, wenn Ihr schießt, so ist es das letzte Mal gewesen, daß Ihr die Pfote an den Drücker gelegt habt. Also was wird's!" rief Rube, und stand mit halb angelegter Büchse da.

In diesem Augenblicke blitzte es wieder. Ich sah die Schildwache ebenfalls mit angelegtem Gewehr. Ich wußte, wie genau Quackenboß zu zielen verstand, und zitterte für den Ausgang. So laut ich konnte, rief ich:

„Halt, Quackenboß, schießt nicht! Wir wollen warten, bis Jemand kommt."

Und indem ich dies sagte, erfaßte ich meine Kameraden beide und zog sie zurück.

Ob es nun der Commandoton meiner Stimme war, welche der Freischärler früher gehört, oder ob er beim Scheine des Blitzes meine Züge erkannt hatte — kurz, ich sah ihn, ehe es noch wieder finster ward, sein Gewehr absetzen und fühlte mich wieder beruhigt.

Dennoch aber weigerte er sich hartnäckig, uns passiren zu lassen. Ein ferneres Unterhandeln war

vergebens und führte blos zu einem Austausche von durchaus nicht schmeichelhaften Complimenten zwischen Quackenboß und meinen beiden Begleitern.

Nachdem ich mich daher bemüht, zwischen ihnen Frieden zu stiften, blieb ich stehen, um zu warten, ob nicht vielleicht Einer von der Nachbarschaft bis auf Rufweite herankäme.

Zum Glück dauerte es auch nicht lange, so zeigte sich ein etwas angetrunkener Freischärler in der Nähe der Plaza. Quackenboß ließ sich herab, ihn herbeizurufen, und nach einigem Hin- und Herreden ward er nach dem Corporal von der Wache geschickt.

Die Ankunft des Letztern machte unserer Verlegenheit ein Ende und es war uns gestattet, die Plaza ohne weitere Behinderung zu erreichen. Als wir jedoch an der strengen Schildwache vorübergingen, hörte ich noch, wie Rube ihr zumurmelte:

„Ihr verwünschter Maulthierkopf! Wenn ich Euch nur draußen auf der Prairie gehabt hätte."

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Adios.

Morgen und morgen und morgen — ein Halbmond der Liebe, dessen Stunden sämmtlich ihrem Gotte geweiht waren. Bei der frühesten Morgendämmerung, bei den rosigen Strahlen Aurora's, am goldenen Mittage, im Schatten freundlicher Akazien, im Schimmer des purpurnen Zwielichts, unter dem silbernen Lichte des Mondes.

Daß wir Beide unsere Herzen auf diesem Altare niederlegten und gern davor niederknieeten, davon seid Ihr Zeugen, ihr bunten Vögel und balsamischen Blumen — ihr grünen Myrthen und Mimosen! — und auch du, blauer Himmel von Anahuac! Ihr allein waret unsere Zeugen!

Dir, der Du geliebt hast, brauche ich nicht die

Wonne dieser erhabenen Leidenschaft zu schildern, und Dir, der Du nicht geliebt hast, kann ich sie nicht schildern. Die Liebe ist eine Seligkeit, die nur Denen bekannt sein kann, welche sie selbst erfahren haben.

Uns war ein halber Monat des reinsten, ungetrübtesten Glückes beschieden. Allerdings gab es Augenblicke des Schmerzes — die Augenblicke des täglichen Scheidens — diese aber waren kurz und verhinderten blos, so zu sagen, die Anhäufung von zu vieler Freude — wenn so Etwas möglich ist.

Ueberdies wurden diese kurzen Schmerzen theilweise dadurch neutralisirt, daß wir wußten, wir würden uns bald wiedersehen. Wir schieden nie, ohne dieses schöne Versprechen auszutauschen. Am Morgen hieß es: „hasta la tarde“, und Abends waren unsere letzten Worte: mañana por la mañana. Liebende haben die Freuden der Hoffnung gefühlt und Dichter sie gesungen. Oft ist die Erwartung einer Freude eben so anregend als der Genuß selbst.

Auch die Erinnerung dürfen wir nicht vergessen, denn auch sie hat ihre Freuden, und o wie süß ist der Rückblick auf jene wonnigen Stunden! Wenn es eine Monotonie gab, so war sie von der Art, daß mein Herz niemals ihrer überdrüssig werden

konnte. Es war ein Rausch, den ich mein ganzes Leben lang hätte behalten mögen.

Eine Uebersättigung an solchen Freuden giebt es nicht. Warum ist uns nicht vergönnt, sie immer zu genießen? Ach, Alles nimmt zuletzt ein Ende. —

Auch hier war es so. Es trat eine Krisis ein und wir mußten scheiden — nicht mit dem schönen Versprechen: „bis morgen", „bis heute Abend" — sondern auf lange Wochen, Monate, ja vielleicht Jahre — auf eine ungewisse Zeit — „hasta se acabo la guerra," (bis der Krieg vorüber ist).

O, wie schmerzlich war jene Trennung! Grausames Geschick des Krieges! Niemals war ich es überdrüssiger gewesen, einen Degen zu tragen. Es war ein Kampf zwischen Liebe und Pflicht. Nein, nicht Pflicht. Ich hätte mein Schwert in die Scheide stecken können, ohne Jemandem ein Unrecht zuzufügen. Ich war blos eine Null unter Tausenden, ein Nichts, dessen Klinge kaum vermißt worden wäre.

Auch an mir selbst hätte ich dadurch nicht unrecht gehandelt. Ich war einfach, wie ich schon erklärt habe, ein Abenteurer. Das Land, für welches ich focht, hatte kein Recht auf mich — ich war durch

kein politisches Gewissen, keine patriotische Gesinnung gebunden.

Vielleicht hegte ich dann und wann die Idee, daß ich die Absichten des „offenkundigen Geschickes" förderte, daß ich ein Gott wohlgefälliges Werk thäte, wenn ich die despotische Regierungsform bekämpfte.

Ja, ich kann gestehen, daß solche Funken zuweilen in mir glüheten, und nur in solchen Augenblicken empfand ich Enthusiasmus für die Sache.

Dennoch aber war es keine Erwägung dieser Art, welche mich abhielt, meiner Fahne untreu zu werden. Ich ward vielmehr hierzu durch einen rein egoistischen Beweggrund — durch den Stolz bestimmt. Ich, ein fast blutarmer Abenteurer — konnte und wollte mich nicht erdreisten, jetzt schon diese reich ausgestattete Hand für mich in Anspruch zu nehmen.

Einen Reichthum, welcher dem ihrigen glich, konnte ich vielleicht niemals mein nennen; aber Ruhm, Ruhm ist eben so viel werth, als Reichthum, und ein würdiger Genoß der Schönheit. Ich wußte, daß ich eine scharfe Klinge führte, und hoffte mir mit dieser den Weg zu Rang und Ruhm zu bahnen. Vielleicht kehrte ich mit einem Sterne auf der Brust

und mit einem besseren Titel vor meinem Namen zurück, und dann —

Aber dennoch war das Scheiden ein bitteres. Es war hart, diesen innigen Bitten, zu bleiben, Widerstand zu leisten — es war entsetzlich, sich diesen zärtlichen Armen zu entwinden — furchtbar, das letzte Adios auszusprechen.

An derselben Stelle, wo wir unsere Liebe gestanden, schwuren wir uns ewige Treue. Es war dies schon hundert Mal geschehen, aber noch nie so wie jetzt — unter Schluchzen und Thränen.

Als die herrliche Gestalt hinter den Zweigen meinen Augen entschwand, ward mir zu Muthe, als ob die Sonne sich plötzlich verfinstert hätte.

* * *

Ich wartete nicht lange, obschon ich stundenlang an dem für immer geheiligten Orte hätte verweilen können. Wieder rief die Pflicht, dieser strenge Befehlshaber, mich hinweg.

Es war schon nahe an Sonnenuntergang, und mit Anbruch des nächsten Morgens mußte ich mit meiner Schaar auf dem Marsche sein.

Ich stand im Begriff, mein Pferd auf die mir nun wohlbekannte Spur zu lenken. Isolina hatte den Hügel nach der entgegengesetzten Richtung hin

auf einem Wege verlassen, welcher in fast gerader Linie nach der Hacienda führte. Aus Vorsicht waren wir allemal auf diese Weise auseinandergegangen, und eben so hatten wir uns auch von entgegengesetzter Seite hier getroffen.

In der wilden Region des Cerro — unter diesem Namen war der Hügel bekannt — begegneten wir niemals einem menschlichen Wesen. Es war keine Wohnung in der Nähe und die Vaqueros verirrten sich selten hierher, so daß unser Stelldichein ein Geheimniß blieb — wenigstens glaubten wir dies, und so geschah es, daß wir ohne große Besorgniß und vielleicht ohne hinreichende Vorsicht zu Werke gingen.

Jede Stunde waren wir sicherer geworden und, von Liebe verblendet, weniger bedacht gewesen, die Thatsache unserer täglichen Zusammenkünfte zu verheimlichen. Erst diesen Morgen hatte mir Jemand zugeflüstert, daß die Sache bekannt sei, und daß die Bewohner der Rancheria nicht so kurzsichtig wären, als wofür wir sie hielten.

Wheatley war es, der mir diese Mittheilung machte, und der dieselbe wiederum von Conchita erhalten.

Der Lieutenant fügte noch einige freundschaftliche Rathschläge hinzu, und warnte mich vor der

Unvorsichtigkeit, mich ohne Begleitung so weit von dem Posten zu entfernen.

Vielleicht hätte ich seiner Mahnung mehr Beachtung geschenkt; da dies jedoch auf lange Zeit unsere letzte Zusammenkunft sein sollte, so ward mein Herz durch die Aussicht auf den Abschied betrübt und unruhig.

Ich wollte auch dieses letzte Mal ohne Begleitung hingehen — ich fürchtete nicht, daß irgend ein Feind in der Nähe sei.

Was Ijurra betraf, so befand er sich nicht mehr in der Umgegend. Seit der Nacht des Kampfes war er nicht wieder gesehen worden, und wir hatten bestimmte Nachricht erhalten, daß er seine Bande mit der Guerrilla des berühmten Canales vereinigt hatte, welche damals auf der Straße zwischen Camargo und Monterey operirte.

Wäre Ijurra noch in der Nähe gewesen, so hätte er kaum der scharfen Nachforschung Holingsworth's und der Freischärler entgehen können, welche Tag und Nacht bemüht gewesen waren, ihn ausfindig zu machen.

Ich stand im Begriff, den nun alten bekannten Weg einzuschlagen, als mich die Sehnsucht ergriff, meine Geliebte noch einmal zu sehen.

Sie hatte mittlerweile wahrscheinlich schon ihr

Haus erreicht. An diesem wollte ich vorüberreiten. Vielleicht sah ich sie auf der Azotea. Noch ein Wink — noch ein Gruß mit der Hand — vielleicht ein mir von dem leichten Winde zugewehetes „Va con Dios“ — irgend Etwas der Art erwartete ich.

Mein Pferd schien meine Wünsche zu errathen, und kaum auf die Führung des Zügels wartend, folgte es dem Pfade, auf welchem Isolina's Roß sich entfernt.

Bald erreichte ich den Fuß des Hügels und durchritt ein verworrenes Gehölz — ähnlich dem auf der andern Seite des Cerro. Ein Weg war nicht vorhanden, doch ließ sich die Spur des weißen Hengstes mit Leichtigkeit verfolgen, und mich nach dieser richtend, ritt ich weiter.

Ich war noch nicht sechshundert Schritte weit von dem Hügel hinweg, als ich direct vor mir und anscheinend in nicht großer Entfernung Stimmen hörte.

Jahrelanges Leben an der Grenze hatte mich unwillkürliche Vorsicht gelehrt, die fast einem Instinkte glich, und unwillkürlich hielt ich mein Pferd an und horchte.

Es war eine Frauenstimme, welche eben sprach, und ich erkannte sie augenblicklich. Es gab blos Eine, welche diesen herrlichen metallenen Ton besaß.

Wohl mußte ich mich ihrer entsinnen, denn der süße, wehmüthige Laut des „Va con Dios“ klang noch jetzt in meinem Ohre.

Mit wem sprach sie? Wem war sie an diesem Platze, in dem Walde begegnet?

Sie hörte auf zu sprechen. Mit gespannt lauschendem Ohre horchte ich auf die Antwort. Natürlich erwartete ich die Stimme eines Mannes zu hören, aber nur nicht dieses Mannes.

O Himmel, es war die Stimme Raphaels Ijurra!

Sechzehntes Kapitel.

Drohungen.

Ja, die Stimme war die Ijurra's. Ich kannte sie wohl. Während ich sie in der Nähe der Mesa gehört, hatte ich mir ihren Klang genau eingeprägt. Sie war rund, sonor, von ächt spanischem Accent und nicht unmelodisch, obschon sie in diesem Augenblicke mein Ohr auf das Widerwärtigste berührte. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich meiner. Es war nicht Eifersucht — ich war zu vertrauensvoll, um eifersüchtig zu sein, und dennoch gestehe ich zu meiner Schande, daß ich ein eng damit verwandtes Gefühl empfand.

Nach diesen ernsten Schwüren, diesen Thränen und wahnsinnigen Küssen — so bald nachher! O schäme Dich, Mißtrauischer!

Ach, das erfahrene Herz erfreut sich nicht mehr der ruhigen Fortdauer des Vertrauens. Sein Glaube gleicht einem unterbrochenen Traume — einer Abwechselung von Licht und Schatten. Es war mein Unglück, mein Fehler, vielleicht mein Verbrechen, daß ich mich zu vieler schönen meineidigen Lippen erinnerte.

Mit Einem Worte, ich war wieder einmal eifersüchtig, trotz alles Dessen, was geschehen — trotz Seufzern, Thränen und Schwüren; ich war wiederum eifersüchtig auf Ijurra!

Nur erst vor wenigen Augenblicken war sein Name auf ihrer Zunge und ward mit Verachtung genannt. Mit demselben Athemzuge ward mir versichert, er sei nicht mehr in dieser Gegend, sondern weit fort. Und doch war er jetzt hier in eifrigem Gespräche mit ihr begriffen, und kaum fünf Minuten, nachdem sie den Schwur gethan, der sie auf das ganze Leben an mich fesselte!

Ist es wohl zu verwundern, wenn ich eifersüchtig war? Daß dieses Gefühl nur einen Augenblick lang dauerte, könnte mir vielleicht zur Entschuldigung dienen; aber es war nicht mein Verdienst, daß es ein so rasches Ende erreichte. Ich kann meine Handlungsweise nicht für einen Act der Willenskraft ausgeben: denn obschon der giftige Stachel nur

einige Augenblicke lang seine Wirkung äußerte, so gab ich doch schon während dieser kurzen Zeit seinen teuflischen Einflüsterungen Gehör.

Ich glitt geräuschlos und behutsam aus dem Sattel und näherte mich mit dem schleichenden, stummen Tritte des Panthers den beiden Sprechenden.

Mein an dergleichen Taktik längst gewöhntes Pferd blieb, wo ich abgestiegen war, stehen, ohne daß ich es anzubinden brauchte. Ich hatte nicht zu fürchten, daß sein Huf mich verrathen würde.

Schritt um Schritt drang ich weiter vor und bog die Zweige vorsichtig mit den Händen aus einander. Die Blätter einer merkwürdigen Sabalpalme leistete mir ganz besonders gute Dienste. Sie wuchsen senkrecht an Stielen wie große grüne Fächer und bildeten, eins das andere deckend, einen vollkommenen Schirm, durch welchen selbst das schärfste Auge nicht die Annäherung eines Unberufenen bemerken konnte.

Nach wenigen Secunden stand ich hinter der letzten Reihe, welche den Rand einer kleinen Oeffnung begrenzte, und durch die Zwischenräume der Blätter lugend, sah ich meine Verlobte und ihren Vetter.

Isolina saß noch im Sattel. Ijurra war zu Fuße und stand an ihrem Steigbügel mit einer

Hand am Sattelknopfe, während die andere den Zügel gefaßt hielt. Bis diesen Augenblick hatte mein Herz fortwährend vom Schmerze der Eifersucht erfüllt geschlagen, Ijurra's Haltung aber und seine unruhige, zornige Miene brachte sofort eine Umwälzung in meinen Gefühlen hervor.

Ich sah, daß die Begegnung eine zufällige war — wenigstens von Seiten Isolina's — ich sah, daß sie mit Gewalt aufgehalten ward. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, denn es war nach der entgegengesetzten Richtung hin und Ijurra zugewendet. Der Ton ihrer Stimme aber drang bis zu mir, und an diesem erkannte ich, daß sie ebenfalls im Zorne mit ihm sprach.

O, wie entzückte dieser Ton der Entrüstung mein Herz, und klang mir melodischer als der schmeichelndste Wohllaut!

Bis jetzt hatte ich noch Nichts von Dem gehört, was zwischen ihnen vorgegangen war. Das laute Klopfen meines Herzens, das Rascheln der Blätter unter meinen Füßen und der Zweige, während ich mich dazwischen hindurchdrängte, hatte mich abgehalten, zu verstehen, was gesprochen ward.

Dieses Geräusch hörte auf, sobald ich stillstand, und obschon ich noch fünfzig Schritte von den Sprechenden entfernt war, konnte ich doch in Folge des lauten

Tones, in welchem ihr Gespräch geführt ward, jedes Wort desselben verstehen.

„Also Ihr weigert Euch?"

Es war Ijurra, welcher diese Frage stellte.

„Ich habe Euch dies schon früher erklärt, Raphael, und Euer Benehmen hat mir keinen Grund gegeben, meine Gesinnung zu ändern."

„Ha! mein Benehmen hat damit Nichts zu schaffen — Ihr habt andere Gründe. Isolina, bildet Euch nicht ein, daß ich ein solcher Bobo sei. Ich kenne Euer Geheimniß. Ihr liebt diesen Gringo — diesen Yankee-Capitain."

„Und gesetzt, es wäre dies der Fall, so ginge es nur mich Etwas an. Ja, noch mehr, ich will gar nicht versuchen, ein Geheimniß daraus zu machen. Ich liebe ihn in der That — ja, ich liebe ihn." —

Ijurra's Augen erglüheten von boshaftem Feuer. Seine Lippen wurden weiß und kniffen sich zusammen. Er schien seine Wuth niederkämpfen zu wollen.

„Und würdet Ihr ihn auch heirathen?" fragte er mit vor verhaltenem Zorne bebender Stimme.

„Ja, ich werde ihn heirathen," lautete die rasche Antwort.

„Por todos santos! das soll nimmermehr geschehen!"

„Und wer soll es hindern?"

„Ich."

„Ha, ha, ha! Ihr seid von Sinnen, Raphael Ijurra."

„Lieben mögt Ihr ihn, so viel Ihr wollt — darnach frage ich nicht, aber ihn heirathen — niemals, niemals!"

„Wirklich nicht?"

„Ich schwöre es bei allen Heiligen. Ich schwöre —"

„Ihr habt geschworen genug — Ihr seid schon hinreichend meineidig."

„Carrai!" schrie Ijurra wüthend, als ob er die Geduld verlöre. „Hört mich an, Isolina de Vargas. Ich habe Euch Etwas zu sagen, was nicht sehr angenehm sein wird —"

„Ihr könnt überhaupt Nichts sagen, was angenehm wäre; doch ich höre."

„Nun denn, erstens sind hier gewisse Documente, welche Euch betreffen — Euch sowohl als Euern Vater."

Ich sah einige zusammengefaltete Papiere, die er unter seiner Jacke hervorgezogen, in seiner Hand.

Er schlug sie auseinander und hielt sie ihr vor das Gesicht, während er fortfuhr:

„Dieser Freipaß ist von dem amerikanischen Obercommandanten für eine gewisse Isolina de Vargas ausgestellt. Vielleicht habt Ihr dieses Papier schon gesehen. Zweitens ist hier ein Brief von Don Ramon de Vargas an den Generalcommissair der amerikanischen Armee, nebst einem zweiten von demselben Beamten an Euren geliebten Filibustero — Beweise von ganz niedlichem Hochverrath.“

„Nun, was ist da weiter dabei?“

„Was weiter dabei ist, Sennora? Ihr scheint ganz zu vergessen, daß General Santa Anna jetzt das Oberhaupt dieser Republik ist. Glaubt Ihr vielleicht, er werde eine solche hochverrätherische Correspondenz nicht bestrafen? Carrambo! ich brauche ihm blos diese Documente vorzulegen, um sofort einen Verhaftsbefehl gegen Euch und Euren Ayankinado-Vater ausgefertigt zu erhalten. Ja, noch mehr — Eure Besitzung wird confiscirt und dann mein — mein!“

Ijurra schwieg, als ob er eine Antwort erwartete.

Isolina gab aber keine. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, um die Wirkung zu beobachten. Ich glaubte, die Drohung habe sie erschreckt.

Ijurra fuhr fort:

„Nun, Sennorita, werdet Ihr unsere beiderseitige Stellung besser begreifen. Gebt Eure Einwilligung, mein Weib zu werden, und diese Papiere werden augenblicklich vernichtet.“

„Niemals!“ war die feste Antwort, welche mein Ohr entzückte.

„Niemals!“ wiederholte Ijurra, „dann fürchtet die Folgen! Ich werde den Befehl zu Eurer Verhaftung auswirken, und sobald diese schuftige Yankeehorde aus dem Lande getrieben ist, wird Euer Besitzthum das meine.“

„Ha! ha! ha!“ entgegnete Isolina mit verächtlichem Gelächter. „Ha, ha, ha! Da irrt Ihr Euch, Raphael Ijurra! Ihr seid nicht so scharfsichtig, als wofür Ihr Euch haltet. Ihr vergeßt, daß die Besitzung meines Vaters auf der t e x a n i s c h e n Seite des Rio Grande liegt, und ehe diese schuftige Yankeehorde, wie Ihr sie nennt, aus dem Lande getrieben ist, wird sie diesen Fluß zu ihrer Grenze machen. Wem wird dann die Macht und das Recht der Confiscation zustehen? Euch und Eurem feigen Gebieter gewiß nicht. Ha! ha! ha!“

Diese Antwort machte Ijurra noch wüthender, denn er sah die Wahrscheinlichkeit Dessen, was gesagt worden, recht wohl ein.

Sein Gesicht ward vor Wuth aschenfahl, und er schien alle Herrschaft über sich selbst zu verlieren.

„Auch dann," schrie er, nachdem er einen wilden Fluch vorausgeschickt, „auch dann sollt Ihr niemals diese Ländereien erben. Hört, Isolina de Vargas, vernehmt ein zweites Geheimniß, welches ich Euch mitzutheilen habe. Wißt, Sennorita, daß Ihr nicht Don Ramon's rechtmäßige Tochter seid."

Ich sah das stolze Mädchen zusammenzucken, als ob ein Pfeil sie getroffen hätte.

„Ich habe Beweise für das, was ich sage," fuhr Ijurra fort, „und selbst wenn die Vereinigten Staaten triumphiren sollten, so können doch ihre Gesetze Euch nicht legitim machen. Ihr seid nicht die Erbin der Hacienda de Vargas!"

Immer noch sprach Isolina kein Wort. Sie saß schweigend und regungslos, aber ich sah an dem Heben und Senken ihrer Schultern, daß ein furchtbarer Sturm in ihrem Herzen tobte.

Der Dämon fuhr fort:

„Nun, Sennora, werdet Ihr einsehen, wie uneigennützig es von mir war, Euch meine Hand anzubieten, ja, noch mehr, ich habe Euch niemals geliebt. Ich sagte es allerdings, aber es war eine Lüge —"

In seinem Leben hatte er nicht so gelogen, wie

in diesem Augenblicke. Sein Gesicht strafte seine Worte Lügen. Sie waren der Ausdruck des unverkennbarsten Ingrimms. In seinem Blicke las ich den deutlichsten Ausdruck von Eifersucht. So roh und gemein auch seine Leidenschaft sein mochte, so liebte er Isolina doch — o, wie hätte es auch anders sein können?

„Euch lieben — das wäre noch besser. Ha! ha! ha! Euch lieben — die Tochter eines armen Indianers — eine Margarita!“

Der entscheidende Augenblick war da. Der wogende Busen konnte das Schweigen nicht länger ertragen — die Beleidigung war zu groß.

„Elender!“ rief sie vor Zorn bebend, „geht mir aus dem Wege!“

„Noch nicht,“ antwortete Ijurra, indem er den Zügel fester packte, „ich habe Euch noch etwas Anderes mitzutheilen —“

„Schurke! laßt den Zügel los!“

„Ehe ich dies thue, müßt Ihr versprechen — müßt Ihr schwören —“

„Laßt los, oder ich schieße Euch nieder!“

Ich war aus dem Dickicht hervorgesprungen und eilte der Bedrängten zu Hülfe. Ich sah ihre hoch emporgehobene rechte Hand und etwas Blankes

darin. Es war ein Pistol. Die Mündung desselben war auf Ijurra gerichtet.

Ohne Zweifel war ihre Entschlossenheit dem Gegner bekannt, denn die Drohung äußerte sofortige Wirkung. Der Feigling ließ den Zügel des Pferdes los und trat mit einem Blicke, aus welchem ein Gemisch von Haß und Furcht hervorleuchtete, einen Schritt zurück.

In dem Augenblicke, wo der Zügel frei ward, that das schon durch den Sporn gestachelte Roß einen Satz vorwärts, und nach einem halben Dutzend Sprüngen verschwanden Roß und Reiterin hinter der schirmenden Wand der Palmettos.

Es war zu spät, um noch den fahrenden Ritter zu spielen. Die Dame hatte meiner Hülfe nicht bedurft.

Sie sah mich nicht und hörte mich nicht, und als ich an Ort und Stelle ankam, war sie meinen Blicken entschwunden und Ijurra allein.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine schlimme Uebermacht.

Ijurra war allein, und ich fuhr fort, mich dem Platze zu nähern, auf welchem er stand. Er kehrte mir den Rücken zu, denn seine Augen waren nach der Richtung zugewendet, in welcher Isolina davongaloppirt war. Er war ihr mit den Blicken gefolgt; aber nicht blos mit diesen, sondern auch mit einem Schrei getäuschter Wuth und mit einer Drohung boshafter Rache. Der Schall seiner eigenen Stimme hinderte ihn, die meine zu hören, und er hatte noch keine Ahnung von meiner Gegenwart, als ich kaum drei Fuß von dem Platze, wo er stand, und unmittelbar hinter ihm stehen blieb.

Ich hielt den blanken Säbel in der Faust und hätte den Schurken von hinten durch und durch ren=

nen können, ehe es ihm möglich gewesen wäre, sich zu vertheidigen. Er war vollständig in meiner Gewalt.

Ein Glück war es für ihn in diesem Augenblicke, daß ich zu einem Manne von Ehre und Bildung erzogen worden war; sonst hätte im nächsten Augenblicke seine Leiche zu meinen Füßen gelegen.

Eine plebejische Klinge würde kurzen Proceß mit ihm gemacht haben, und ich gestehe, daß ich in nicht geringe Versuchung gerieth, dasselbe zu thun.

Ich hatte einen Menschen vor mir, der mir nach dem Leben getrachtet — einen Todfeind — einen Todfeind der Person, die ich liebte — einen meineidigen Bösewicht — einen Mörder. Ein solcher Mensch hatte ganz gewiß keinen Anspruch, nach den Gesetzen der Ehre behandelt zu werden, und ich gestehe, daß ich einen kurzen Augenblick lang Lust hatte, diesen Anspruch zu ignoriren.

Es war aber nur ein Augenblick, denn der Gedanke empörte mich. So verworfen dieser Mensch auch war, so konnte ich ihn doch nicht meuchlerisch niederstoßen.

Ich neigte mich vorwärts, pochte ihn auf die Schulter und nannte ihn beim Namen.

Es war dies die erste Andeutung, die er von meiner Nähe erhielt, und zusammenfahrend, als ob

eine Kugel ihn getroffen hätte, wendete er sich zu mir herum.

Die Zornesröthe auf seiner Wange wich plötzlich einer tödtlichen Bläſſe und seine Augen stierten in jener eigenthümlichen Weise, welche die Furcht vor Gefahr verräth.

Diese mußte er auch wirklich fühlen, denn mein entschlossener Blick und mein blanker Säbel — abgesehen von der unvermutheten Weise, wie ich mich ihm genähert — waren ganz geeignet, diese Wirkung hervorzubringen.

Es war das erste Mal, daß wir einander dicht gegenüber standen, und ich bemerkte sofort, daß er ein weit größerer und stärkerer Mann war, als ich.

Zugleich aber sah ich auch, daß sein Auge scheu zurückbebte und seine Lippe zitterte. Ich sah, daß er sich vor mir fürchtete — ich fühlte, daß ich ihn in meiner Gewalt hatte.

„Ihr seid Raphael Ijurra, nicht wahr?" wiederholte ich, da er meine erste Frage noch nicht beantwortet hatte.

„Si, Sennor," antwortete er zögernd. „Was wollt Ihr von mir?"

„Ihr habt hier einige Documente" — er hielt die Papiere noch in der Hand —; „ein Theil davon

gehört mir. Ich muß Euch bitten, mir sie einzuhändigen."

„Seid Ihr Capitain Warfield?" fragte er nach einer Pause, indem er gleichzeitig that, als lese er die Adresse auf dem Briefe des Commissairs. Ich sah, daß seine Finger zitterten.

„Allerdings bin ich Capitain Warfield, das solltet Ihr nun wohl wissen."

Ohne auf diese Hindeutung weiter zu achten, entgegnete er:

„Ja, es ist ein Brief darunter, welcher diese Adresse trägt. Ich fand ihn auf der Straße. Ihr könnt ihn wieder bekommen, Sennor."

Während er dies sagte, überreichte er mir die Ordre des Commissairs, während er die anderen Documente noch zurück behielt.

„War nicht auch eine Einlage dabei? Ich sehe, daß Ihr sie in der Hand haltet. Ich bitte, mir dieselbe ebenfalls zuzustellen."

„Wohl ein Briefchen von Ramon de Vargas unterzeichnet? Das lag dabei?"

„Ja wohl; natürlich gehört es zu dem Briefe und muß dabei bleiben."

„Ja wohl; hier ist es, Sennor."

„Ihr habt auch noch ein drittes kleines Document in Euerm Besitze — einen Freipaß von dem

amerikanischen Commandanten für eine gewisse Dame. Euch gehört er nicht, Sennor Ijurra, und ich bitte Euch daher, mir ihn einzuhändigen. Ich wünsche, ihn der Dame wieder zuzustellen, der er gehört."

Dies war die bitterste Pille, die ich ihm bis jetzt geboten. Er blickte schnell erst rechts und dann links, als ob er zu entwischen wünschte. Ganz gewiß hätte er dies auch gern gethan; aber ich behielt ihn fest im Auge und er sah, daß meine Hand bereit war.

„Allerdings ist ein solcher Freipaß dabei," entgegnete er nach einer Pause mit erzwungenem Gelächter. „Für mich hat er durchaus keinen Werth und steht Euch daher zu Diensten, Capitain."

Und während er mir das Papier überreichte, begleitete er diese Bewegung mit einem abermaligen verunglückten Gelächter.

Ich faltete die kostbaren Documente zusammen und steckte sie alle Drei in die Brusttasche meines Rocks. Dann stellte ich mich in Kampfpositur und forderte meinen Gegner auf, zu ziehen und sich zu vertheidigen.

Ich hatte schon bemerkt, daß er einen Säbel trug und ebenso wie ich, keine weitere Waffe zu haben schien.

Ich sah keine Pistolen an ihm. Auch ich hatte keine, sondern trug nur einen leichten Hieber. Er war viel leichter, als der Säbel meines Gegners, aber eine Waffe, die ich schon oft geführt und zu der ich vollkommenes Vertrauen besaß. Einem so feigen Gegner gegenüber war mir um den Ausgang nicht bange und ich ließ mich daher weder durch seine schwerere Klinge, noch durch seinen größeren und stärkeren Körperbau einschüchtern.

Zu meinem Erstaunen zögerte er, seinen Säbel zu ziehen.

„Ihr müßt ziehen!“ schrie ich mit Nachdruck. „Einer von uns Beiden muß sterben. Wenn Ihr Euch nicht vertheidigt, so stoße ich Euch nieder. Memme! soll ich Euch umbringen, ohne daß Ihr die Klinge aus der Scheide zieht?

Selbst diese Hohnrede schien ihn nicht aufzurütteln. Noch nie hatte ich einen so vollendeten Feigling gesehen. Seine weißen Lippen zitterten, seine Augen rollten wild von einer Seite zur andern und suchten eine Gelegenheit zum Entrinnen.

Ich bin überzeugt, wenn er hätte hoffen können, zu entkommen, so hätte er sich in diesem Augenblicke herumgedreht und wäre davongelaufen.

Plötzlich aber und zu meiner Ueberraschung schien der Feigling eine Anwandlung von Muth zu

bekommen, und das Gefäß seines Säbels packend, zog er die Klinge mit aller Energie eines entschlossenen Mannes klirrend aus der Scheide. Sein Widerwille gegen einen Kampf schien ihn plötzlich verlassen zu haben. Hatte ich mich in ihm geirrt? Oder war es Verzweiflung, was seinen Arm stählte? Sein furchtsamer Blick war verschwunden; seine Augen funkelten vor Wuth und Rache; er knirschte mit den Zähnen und ein grimmiges Carajo! zischte von seinen Lippen.

Unsere Klingen kreuzten sich funkensprühend, und der Kampf begann.

Ein Glück für mich, daß ich, um dem ersten Stoße meines Gegners auszuweichen, mich halb herumdrehen mußte. Ein Glück für mich, daß ich mich so bald herumdrehete, denn sonst hätte ich diesen Platz nicht lebendig verlassen.

Als ich mich nach der neuen Richtung herumwendete, sah ich nämlich zwei Männer, die mit dem blanken Säbel in der Faust auf uns zugelaufen kamen.

Ein einziger Blick verrieth mir, daß es Guerrilleros waren. Sie waren nur noch zehn Schritte von dem Platze entfernt und mußten von Ijurra schon lange gesehen worden sein.

Nun war mir sein verändertes Benehmen auf ein Mal klar. Diese nahende Hülfe war es, was ihm den Muth gegeben, den Kampf zu beginnen; denn er hatte die Zeit berechnet, wo seine Spießgesellen im Stande sein würden, mich von hinten zu überfallen.

„Hola!“ schrie er, als er sah, daß ich sie bemerkt hatte — „Hola! El Zorro — José! anda! anda! Mueran los Yankies! al muerte con el picaro!“

Nun erst sah ich ein, daß ich in Gefahr schwebte. Drei Säbel gegen einen waren eine bedeutende Uebermacht, und der rothe Riese mit einem Begleiter, der beinahe eben so groß war, als er, waren ohne Zweifel ganz andere Gegner, als der Feigling, mit welchem ich es bis jetzt zu thun gehabt hatte.

Ja, ich war mir der Gefahr bewußt und hätte mich vielleicht zurückgezogen, wenn ich dies für möglich gehalten hätte.

Mein Pferd aber war zu weit entfernt und die Kommenden befanden sich gerade auf dem Wege, der dahin führte.

Zu Fuße zu entrinnen, konnte ich nicht hoffen; denn ich wußte wohl, daß diese Menschen laufen können wie Indianer, denn wir hatten oft Beweise von ihrer Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung gesehen. Sie waren schon zu nahe. Ich wäre eingeholt, nie

dergeschlagen und, meinem Feinde den Rücken kehrend, durchbohrt worden.

Ich hatte keine Zeit zu langem Nachdenken, sondern gerade nur genug, um ein paar Schritte zurückzuspringen, so daß ich alle drei Gegner vor mir hatte. Im nächsten Augenblicke schon klirrte mein Hieber gegen ihre Klingen und parirte ihre Streiche einen nach dem andern.

Ich kann den ungleichen Kampf nicht weiter beschreiben. Es war ein verworrenes, wildes Hauen und Stechen, wobei ich Wunden austheilte und deren erhielt. Ich ward an mehreren Stellen verwundet und fühlte, wie mir das warme Blut unter den Kleidern herab- und über das Gesicht rann. Ich war todmüde und ward mit jedem Augenblicke matter und schwächer.

Ich sah den rothen Riesen mit hocherhobener Hand vor mir. Seine Klinge hatte schon mein Blut gekostet und war an der Spitze karmoisinroth. Jetzt stand sie im Begriff, mir mit einem letzten Streiche den Garaus zu machen. Ich wäre nicht im Stande gewesen, ihn zu pariren, denn eben hatte ich meine letzten Kräfte gegen einen Hieb von Ijurra erschöpft. Meine hoffnungslose Gefahr preßte mir einen Schrei der Verzweiflung aus.

War es dieser Schrei, welcher meinem Gegner die

Klinge aus der Hand wand, während der emporgehobene Arm gleich darauf schlaff herabsank? War es dieser Schrei, welcher die sich plötzlich in den Mienen meiner Feinde kundgebende Bestürzung hervorrief?

Ich hätte Dies fast glauben können, wenn ich nicht hinter mir einen plötzlichen Knall gehört, und gesehen hätte, daß El Zorro's Arm durch eine Kugel zerschmettert ward.

Es war wie das Erwachen aus einem schrecklichen Traume. Einen Augenblick lang kämpfte ich Auge in Auge mit drei Verzweifelten, und wenige Secunden später kehrten sie mir den Rücken und flohen in wilder Eile.

Ich folgte ihnen mit den Augen, aber nicht weit, denn in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten schlugen sie sich in das Dickicht und verschwanden. Ich wendete mich nach der entgegengesetzten Richtung. Ein Mann kam mit einer Büchse in der Hand auf den Ort zugelaufen, wo ich stand. Er war es, welcher den Schuß abgefeuert hatte. Ich sah, daß er in mexikanischer Tracht war. Ganz gewiß war er einer der Guerrilleros — hatte er nach mir gezielt und seinen Kameraden verwundet?

Einige Secunden lang glaubte ich, daß dies der Fall sein könne. Augenscheinlich war er kühner, als

irgend einer von den Dreien, denn er fuhr fort, sich zu nähern, als ob er entschlossen wäre, mich allein anzugreifen.

Ich machte mich auf diesen neuen Gegner gefaßt, packte meinen Hieber fester und wischte mir das Blut von den Augen, um ihn besser empfangen zu können.

Erst als er dicht vor der Spitze meiner Klinge stand, erkannte ich die langen affenähnlichen Arme und die krummen Beine des Freischärler-Botanikers Elias Quackenboß.

Achtzehntes Kapitel.

Das schwarze Register.

Quackenboß hatte, nachdem er seinen Schuß gethan, sich nicht die Zeit genommen, erst wieder zu laden, sondern war mit der Absicht herbeigeeilt, mir in meinem Gefechte beizustehen, obschon er keine andere Waffe hatte, als seine abgeschossene Büchse. Diese aber wäre in solchen Händen eine wirksame Waffe gewesen, denn trotz seines tölpischen Körperbaues besaß Quackenboß ungemeine Kraft und Gewandtheit und wäre irgend zweien meiner Gegner, wenn sie Stand gehalten hätten, recht wohl gewachsen gewesen.

Der Knall seines Gewehres aber hatte sie verscheucht wie Hasen. Ohne Zweifel fürchteten sie, daß noch eine zahlreichere Streitmacht in der Nähe

sei. Vielleicht erinnerten sie sich der furchtbaren Kugelbüchsen der Trapper und glaubten ohne Zweifel, diese seien es, welche mir zu Hülfe herbeieilten. Ich glaubte dies sogar selbst, bis ich den seltsam costümirten Freischärler herbeispringen sah.

Ein Blick überzeugte mich, daß ich meine Rettung seiner Liebe zur Botanik verdankte. Ein großer kugelförmiger Cactus hing stachlig wie ein Igel an dem obersten Haken seiner Kugelbüchse. Er trug ihn auf diese Weise, um seine Finger vor der Berührung damit zu schützen — während in jedem Knopfloche seiner Kleidung die Blätter und Reiser, Blumen und Früchte einer Menge merkwürdiger und unbekannter Pflanzen zu sehen waren.

Er hatte im Walde botanisirt und war zufällig in die Nähe des Kampfes gerathen und gerade noch Zeit genug aus dem Gebüsche herausgetreten, um den von El Zorro beabsichtigten Gnadenstoß zu vereiteln.

„Ich danke Euch, Quackenboß. Ich danke Euch, mein wackerer Freund. Ihr kamt gerade zur rechten Zeit — Ihr habt mir das Leben gerettet.“

„Aber schlecht geschossen habe ich dennoch, Capitan. Ich hätte dem rothen Teufel den Schädel zerschmettern oder ihn in den Leib schießen sollen. Er ist viel zu leicht davongekommen.“

„O es war ein guter Schuß — Ihr habt ihm den Arm zerschmettert, glaube ich.“

„Ach nein, es war ein schlechter Schuß. Der Cactus hinderte mich am richtigen Zielen. Seid Ihr verletzt, Capitan?“

„Ich bin verwundet, aber nicht tödlich, glaube ich. Ich fühle mich ein wenig matt, aber daran ist blos der Blutverlust schuld. Mein Pferd — Ihr findet es da drüben — unter den Bäumen — geht, Quackenboß — bringt mir mein Pferd — mein Pferd.“

Einige Minuten lang gehörte ich nicht mehr dieser Welt an.

Als mein Bewußtsein zurückkehrte, bemerkte ich, daß mein Pferd herbeigebracht worden war und in der Nähe stand. Der Botaniker neigte sich über mich und verband meine Wunden mit Leinwandstreifen, die er von seinem eigenen Hemde abgerissen. Er hatte nur einen Stiefel an, der andere stand daneben mit Wasser gefüllt, wovon er mir schon einen Theil zu trinken gegeben, während er mit dem Uebrigen meine Schläfe zu benetzen und mir das Blut aus dem Gesichte zu waschen begann.

Nachdem dies geschehen, fühlte ich mich bald erfrischt und kräftig genug, um zu Pferde zu steigen. Ich kletterte daher in den Sattel und machte mich

auf den Weg nach der Rancheria, während mein Begleiter das Pferd führte.

Auf dem Wege, welchen wir verfolgten, waren wir dicht an der Hacienda vorbeigekommen. Die Nacht aber war mittlerweile eingebrochen und die Finsterniß gestattete nicht, daß man uns bemerkte.

Dies war es aber gerade, was ich wünschte, obschon ich den Cerro mit entgegengesetzten Hoffnungen und Wünschen verlassen hatte. Mit einer rothen Hiebwunde auf der Stirn und meiner zerfetzten, blutbefleckten Uniform fürchtete ich mich sehen zu lassen, da mein Aussehen unnöthige Besorgniß hervorgerufen hätte.

Wir passirten jedoch vorbei, ohne Jemandem zu begegnen, weder am Hügel, noch auf der Hauptstraße, und eine halbe Stunde später saß ich wohlbehalten in meinem Cuarto im Hause des Alcalden.

* *
*

Die Ereignisse des Tages machten mich sehr nachdenklich und ich war weit entfernt, mich in Bezug auf die Zukunft unbesorgt zu fühlen. Ich wußte, daß meine Verlobte mir treu sein würde bis zum Tode, und ich schämte mich, daß ich auch nur einen Augenblick an ihr gezweifelt. Ich that im Stillen

einen feierlichen Schwur, niemals wieder dem Argwohne Raum zu geben.

Dieser Gedanke war es jedoch nicht, was mich jetzt beunruhigte, sondern die Besorgniß um Isolina's persönliche Sicherheit, und diese Besorgniß ward, je mehr ich darüber nachdachte, immer stärker, bis sie endlich die Gestalt von Furcht annahm. Der Mann, der so bittere Drohungen ausgestoßen und sich mit solcher Rücksichtslosigkeit benommen, trat gewiß vor Nichts zurück, wodurch er seine Absichten zu erreichen hoffen konnte.

Allerdings hatte ich ihn eines großen Theils seiner Macht über sie beraubt, indem ich ihm die gefährlichen Documente abnahm; aber es war jetzt keine Zeit und er war auch nicht der Mann dazu, sich mit subtilen Unterscheidungen von Gesetzlichkeit zu befassen, wenn Eifersucht und Habgier die Beweggründe des Handelns waren.

Als Anführer nicht sowohl einer patriotischen Guerrilla als vielmehr einer Räuberbande, bekleidete er gewissermaßen ein unverantwortliches Amt und es war daher schwer zu sagen, was ein solches Ungeheuer unternehmen würde oder nicht.

In unserer Abwesenheit von dem Posten war dieser Schurke vollkommen Herr dieser Gegend. Was konnte er nicht Alles ungestraft thun, da er sein

Macht unmittelbar von dem gewissenlosen Dictator hatte, dessen Beispiel er nachzuahmen pflegte und welcher gewiß jede Schandthat billigte und guthieß, dafern sie nur von einer seiner eigenen Kreaturen verübt ward?

Ich schauderte, während ich dies bedachte.

Das Wiedererscheinen Ijurra's und seiner Bande — denn ich zweifelte nicht, daß seine Leute in der Nähe seien — ihr Wiedererscheinen in dieser Gegend, und zwar in diesem Augenblicke — gerade als wir abmarschiren sollten — hatte etwas Ominöses. Sie mußten von dem für die amerikanische Armee entworfenen Feldzugsplane bereits Kenntniß erlangt haben.

Das Gerücht, welches mir Wheatley mitgetheilt, hatte sich als wohlbegründet erwiesen. Der neue Obergeneral Scott war im Lager angekommen und drei Viertheile der Occupationsarmee waren zu der nach Veracruz bestimmten Expedition ausersehen worden.

Da dieser habgierige General unsern alten Liebling, den rauhen, aber biedern Taylor, nur seiner besten Truppen beraubte, so hatten wir den Trost, zu wissen, daß die „Freischaar" mit zu diesen Auserlesenen gehörte, obschon trotzdem Viele von uns

bei dem wackeren General geblieben wären, der uns schon so oft zum Siege geführt hatte.

Wenigstens behaupte ich dies von Wheatley und mir, und ebenso möchte ich es auch von Holingsworth behaupten, obschon dieser aus ganz andern Gründen am Rio Grande zu bleiben wünschte. Sein Liebchen war die in seiner Brust schon längst gehegte Rache an seinem Feinde.

Ich habe gesagt, daß unsere Absicht schon früher bekannt geworden sein mußte, und die Armee war schon in Bewegung. Mehrere Brigaden marschirten bereits gegen Brazos, Santiago und Tampico, um hier nach dem Süden eingeschifft zu werden, und Alle, welche fortsollten, hatten bereits Ordre erhalten.

Die Provinzen am Rio Grande sollten nicht gänzlich aufgegeben, wohl aber die zurückbleibende Armee in engere Grenzen zusammengezogen werden, so daß sie dann weniger Terrain bedeckte. Nicht blos unser kleiner Posten sollte aufgegeben, sondern die benachbarte Stadt, welche lange das Hauptquartier einer Division gewesen, auch geräumt werden.

Keine Abtheilung unserer Armee blieb innerhalb fünfzig Meilen von der Rancheria und vielleicht besuchte nie wieder ein amerikanischer Soldat dieses einsame Dorf.

Dieser Gedanke stimmte mich mehr als wehmüthig. Es ließ sich nicht bezweifeln — der Feind war von unseren Bewegungen unterrichtet. Daß wir, die Freischaar, am nächstfolgenden Morgen abmarschiren sollten, war den Bewohnern der Umgegend wohl bekannt. Sie wußten es schon seit mehrern Tagen, und es war uns nicht unbemerkt geblieben, daß die Einwohner des Ortes — die, welche nicht Ayankieados waren — sich in der letzten Zeit immer mürrischer und ungastlicher gezeigt hatten, sowie die Zeit unseres Abmarsches näher kam.

Diese Unfreundlichkeit hatte zu mehreren Conflicten auf offener Straße geführt, wobei Waffen gezogen und Blut vergossen worden, so daß auf beiden Seiten viel Groll und Rachsucht entstanden war.

Auch noch ein anderer Umstand war von uns nicht unbemerkt geblieben.

Schmutzige, von allerhand Drohungen begleitete Pasquille waren unter den Hausthüren solcher Bürger, die freundlich gegen uns gewesen waren, hindurchgeschoben worden. Selbst der Alcalde hatte einige Documente dieser Art erhalten, die vielleicht von einem eifersüchtigen Tiendero herrührten, welcher die Liebelei Wheatley's mit Conchita mit neidischem Auge betrachtet hatte.

Erst später erfuhr ich, daß ähnliche Schriften auch in einem Hause gefunden worden waren, welches mich noch mehr interessirte.

Manche erklärten alle diese Dinge für Abgeschmacktheiten, und behaupteten, dieselben hätten ihren Grund in persönlicher Feindschaft oder in dem Pöbelpatriotismus der Leperos. Dem aber war, wie ich später erfuhr, nicht so. Die Regierung des Landes, oder doch auf alle Fälle mehrere der hervorragenden Mitglieder derselben, unterstützten diese Gemeinheit und auf ihr Anstiften ward ein sogenanntes „schwarzes Register“ in jeder Stadt und jedem Dorfe zusammengestellt, durch welches die amerikanische Armee passirte. Der Minister Sennor O— möge sich gegen diese Anklage verantworten, wenn er kann.

Ich dachte nach meiner Rückkehr von dem Cerro über dieses unangenehme Thema nach und bemühete mich, einen Plan für die Sicherheit meiner Verlobten während meiner Abwesenheit zu entwerfen, aber meine Gedanken erwiesen sich als unfruchtbar. Mit der schwachen Hoffnung, daß der Schurke Ijurra noch in unsere Hände fallen würde, hatte ich Holingsworth, der diesen Dienst sehr gern übernahm, mit einer Abtheilung Freischärler seine Spur verfolgen

lassen, und erwartete nun ungeduldig die Rückkehr dieser Mannschaft.

Wheatley's Stimme erweckte mich aus meinem Nachdenken.

„Nun, Lieutenant, was giebt es?"

„Weiter Nichts als diesen charmanten Knaben," antwortete er mit bedeutendem Lächeln, indem er zugleich Cyprio in das Zimmer ließ.

Der Bursche brachte ein Briefchen, welches ich öffnete. Ein grüner Wachholderzweig lag darin und außerdem enthielt das Billet weiter Nichts, als das mit Bleistift geschriebene Wort: „tuya."

Ich verstand diese Symbole. Der Wachholder heißt in dieser schönsten aller Sprachen tuya, und tuya von einer Dame bedeutet „Dein."

„Weiter Nichts?" fragte ich den Boten.

„Nein, Sennor Capitan," antwortete der kluge Knabe. „Ich soll blos noch fragen, ob Ihr wohlbehalten nach Hause gekommen seid?"

Also war sie doch besorgt gewesen.

Ich brach das Reis in zwei gleiche Theile. Den einen steckte ich in meine Brusttasche und den andern, nachdem ich ihn inbrünstig geküßt, in einen zusammengefalteten Bogen Papier, auf welchen ich die Worte schrieb:

„Tuyo — tuyo — hasta la muerte!"

Cyprio war der Ueberbringer meines Abschieds=grußes.

Gegen Mitternacht kamen Holingsworth und seine Leute von ihrem Streifzuge wieder zurück. Man hatte von der Guerrilla weder Etwas gesehen, noch gehört.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.